

Der Weg zur Berufswahl

Gelingende Berufsorientierung braucht viele Partner

Der Weg zur Berufswahl

Gelingende Berufsorientierung braucht viele Partner

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 6

Praxislernen

Praxisbeispiele

Oberschule „Ehm Welk“ Lübbenau 10
Oberschule Hoppegarten 12
Oberschule Falkenberg 14

Gelungene Kooperation mit außerschulischen Partnern

Praxisbeispiele

Gesamtschule Petershagen 16
Ehm-Welk-Oberschule in Angermünde 20
Clara-Zetkin-Schule in Strausberg 22

Übergangsmanagement, Partner und schulische Instrumente

24

Praxisbeispiele

Oberschule „Ulrich von Hutten“
in Frankfurt (Oder) 25

Wegbereiter einer individuellen Berufs- und Studienorientierung

Sachsendorfer Oberschule Cottbus 28
Elsterschulzentrum in Elsterwerda 32
Schmellwitzer Oberschule in Cottbus 34

Kontakte

36



Schon seit dem Jahr 2007 arbeitet die Stiftung SPI, Geschäftsbe- reich Niederlassung Brandenburg Süd-Ost intensiv mit Schulen im Land Brandenburg zusammen. Im Auftrag des Ministeriums für Bildung, Jugend und Sport des Landes Brandenburg setzte sie bis zum Jahr 2015 das Programm „Initiative Oberschule – IOS“ im Land Brandenburg um. Mit fast 700 IOS-Schulprojekten wurde nicht nur die Ausbildungsfähigkeit der Schülerinnen und Schüler gestärkt, sondern auch die damals noch neue Schulform Ober- schule gestärkt und weiterentwickelt. Die Herausforderungen für Schulen, die in dieser Zeit vom IOS-Regionalpartner Süd wahr- genommen wurde, spiegeln sich in der Broschüre „Gemeinsam Schulprojekte managen – Mit Plan zum Ziel“ wider. In dieser im Jahr 2015 erschienenen Broschüre lag der Fokus auf grundlegen- den Aspekten des Managements von Schulprojekten und deren effektiver und effizienter Einbindung in das System Schule zur Verbesserung der Ausbildungsfähigkeit der Schülerinnen und Schülern.

Mit Einführung der Landesstrategie zur Berufs- und Studienorien- tierung im Land Brandenburg im Jahr 2016 erlebte die Berufs- und Studienorientierung eine deutliche qualitative Weiterentwicklung. Mit dem Anspruch, diese individuell, systematisch und praxisori- entiert umzusetzen, wurden Standards definiert, an denen sich nun jede Schule im Land Brandenburg messen lassen muss.

Seit dem Jahr 2015 setzt die Stiftung SPI im Auftrag des Minis- teriums für Bildung, Jugend und Sport des Landes Brandenburg das Programm „Initiative Sekundarstufe I – INISEK I“ in den Schul- amtsbereichen Cottbus und Frankfurt (Oder) als INISEK-Regional- partner Süd-Ost um. Jährlich realisiert das Projekt gut 250 INISEK- Schulprojekte an den 122 teilnahmeberechtigten Oberschulen, Gesamtschulen und Schulen mit dem sonderpädagogischen Förderschwerpunkt „Lernen“ zur Förderung der Berufswahlkom- petenz von Schülerinnen und Schülern. Dabei konnte ein tiefer Einblick in die Vielfalt der schuleigenen Konzepte zur Berufs- und Studienorientierung und den Herausforderungen, die es für Schu- len zu meistern gilt, wenn sie dem Anspruch der Landesstrategie gerecht werden wollen, gewonnen werden.

Dabei wird vor allem eines sehr schnell klar: Maßgeblich für den Erfolg eines Berufs- und Studienorientierungskonzeptes einer Schule sind die Vielfalt an externen Kooperationen, eine gute Ver- netzung und funktionierende schulinterne Strukturen.

Diese Broschüre greift daher noch einmal drei Aspekte auf, deren Umsetzung Schulen für eine optimale Berufs- und Studienorien- tierung erfahrungsgemäß nicht immer leichtfällt. Für die Rubriken **Praxislernen, externe Partner und Wegbereiter** wurden je- weils drei Schulen interviewt und nach ihren Handlungsansätzen befragt. Dabei ging es nicht darum, einen idealtypischen Zustand weiter zu idealisieren, die Interviewpartnerinnen und -partner ge- ben auch Einblicke in Herausforderungen, die zu meistern waren und auch noch zu meistern sind.

Der erste Aspekt setzt sich noch einmal mit dem **Praxislernen** auseinander. Zwar wird es in der Landesstrategie lediglich unter den ergänzenden Instrumenten aufgeführt, jedoch vor dem Hin- tergrund, dass allein 80 der 122 an INISEK I teilnahmeberechtigten Schulen in den Schulamtsbereichen Cottbus und Frankfurt (Oder) über INISEK I das Praxislernen in Werkstätten realisieren, ist es ein wichtiger Bestandteil der Berufs- und Studienorientierung in Brandenburg. Bereits vor 25 Jahren begannen erste Schulen eine Art „Lernen in der Praxis“ umzusetzen und ermöglichten ihren Schülerinnen und Schülern damit praktische Erfahrungen über die regulären Schülerbetriebspraktika hinaus. Mit der Unterstützung des Ministeriums für Bildung, Jugend und Sport des Landes Bran- denburg erfährt das „Lernen in der Praxis“ seither eine kontinuier- liche Professionalisierung. Unter dem Begriff „Praxislernen“ hatten Schulen in den Jahren 2003 bis 2007 erstmals die Möglichkeit mit externer Begleitung durch den „Projektverbund Praxislernen“ ein schulpädagogisches Unterrichtskonzept zu entwickeln, welches schon damals den Anspruch hatte, durch eine enge Verzahnung von schulischen Lerninhalten und praktischen Erfahrungen über

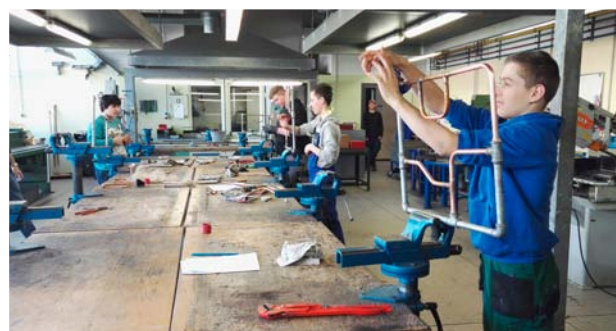
mehrere Jahrgangsstufen hinweg, die Ausbildungsfähigkeit der Schülerinnen und Schüler systematisch zu fördern. Einen Entwicklungsimpuls erhielt das Praxislernen dann ab dem Jahr 2007, als es den Schulen, die das Praxislernen umsetzten, nicht nur möglich war, externe Beratung in Anspruch zu nehmen, sondern auch Fördermittel zur Umsetzung von Praxislernprojekten im Rahmen des ESF-Förderprogramms „Initiative Oberschule – IOS“ zu erhalten. Heute werden Schulen, die das Praxislernen umsetzen oder umsetzen möchten, über die Koordinierungsstelle Praxislernen, ein Projekt des Netzwerks Zukunft, Schule und Wirtschaft für Brandenburg e. V. begleitet. Über das ESF-Förderprogramm INISEK I können Schulen eine finanzielle Förderung zur Umsetzung des Praxislernens in Betrieben oder des Praxislernens in Werkstätten entsprechend ihrem Bedarf erhalten. Längst ist auch nicht mehr alles, was Schülerinnen und Schüler praktisch machen gleich Praxislernen. Heute definiert sich das Praxislernen als Unterrichtsform über Kernkriterien und Entwicklungskriterien, deren Umsetzung nicht der Freiwilligkeit obliegt und „(...) zeichnet sich durch eine enge Verknüpfung der fachbezogenen Festlegungen des schulinternen Curriculums mit der Praxistätigkeit von Schülerinnen und Schülern in Betrieben oder Berufsbildungsstätten aus. Über individuelle Lernaufgaben aus verschiedenen Fächern werden Unterrichtsinhalte mit den Erfahrungen aus der Praxis verzahnt. Für die Durchführung werden gemäß dem fachübergreifenden bzw. fächerverbindenden Ansatz Stunden und Unterrichtsinhalte mehrerer Fächer zusammengefasst.“¹

Es konnte die Erfahrung gemacht werden, dass das Praxislernen in seiner Ausprägung und inhaltlichen Umsetzung an den Schulen stark differiert. Allerdings realisieren Schulen häufig in der Jahrgangsstufe 8 die **Umsetzung des Praxislernens in Werkstätten**. Am Beispiel der Oberschule „Ehm Welk“ in Lübbenau wird deutlich, welche Herausforderungen bei der Umsetzung des Praxislernens in Werkstätten vor dem Anspruch dieses stärken- und neigungsorientiert anzubieten zu meistern sind und welche Lösung die Schule gefunden hat, um auch dem Praxislernen in Werkstätten einen individuellen Charakter in der Orientierungsphase ihrer Schülerinnen und Schüler zu geben. Eine wesentliche

Anforderung an das Praxislernen ist die Verzahnung des Lernortes Praxis mit dem Lernort Schule in Form von Praxislernaufgaben. Trotz vielfältiger Handreichungen zum Thema wird in der Begleitung der Schulen jedoch immer wieder deutlich, wie herausfordernd es ist, diese Anforderung zu meistern. Am Beispiel der Oberschule Hoppegarten wird verständlich, wie dies bei der Umsetzung des Praxislernens in Werkstätten gelingen kann und welchen Herausforderungen eine Schule gegenübersteht, wenn sie das Praxislernen in Betrieben einführen möchte und auch hier dem Anspruch gerecht werden will, für jeden Einsatzort individuell passende Praxislernaufgaben zu entwickeln.

Das Praxislernen in Betrieben ist die Kür im Rahmen der Umsetzungsmodelle des Praxislernens. Nur sehr wenigen Schulen gelingt es, für jede Schülerin und jeden Schüler einen Betrieb zu finden, diesen dann auch noch von wöchentlichen Praxislertagen zu überzeugen und schulintern für jeden Einsatzort passende **Praxislernaufgaben** zu erstellen. Wie es gelingen kann, den Schülerinnen und Schülern trotzdem einen Einblick in Unternehmen der Region zu ermöglichen, stellt die Oberschule Falkenberg im Interview zu ihrem Modell des Praxislernens in Betrieben vor.

Der zweite Aspekt, dem sich diese Broschüre widmen möchte, ist die **Kooperation und Netzwerkarbeit mit außerschulischen Partnern**. Um eine praxisnahe Berufs- und Studienorientierung realisieren zu können, muss eine Schule mit unterschiedlichsten





Partnern zusammenarbeiten. Die Herausforderungen bestehen hier jedoch nicht nur im Finden der richtigen Partner, sondern auch, diese an die Schule zu binden, so dass eine kontinuierliche Zusammenarbeit möglich ist. In der Regel ist es a) Zeit und b) Anerkennung. Die Investition Zeit hat dabei viele Gesichter: Zeit für Akquise, Zeit für individuelle Abstimmungen, Zeit für Kontaktpflege aber auch Zeit für die schulinterne Aufbereitung der Informationen. Anerkennung versteht sich als Teil der Kontaktpflege. Die Schulen, im Zuständigkeitsbereich des INISEK-Regionalpartners Süd-Ost, die über sehr gute und vielfältige Kooperationen zu außerschulischen Partnern verfügen, nutzen dafür unterschiedliche Möglichkeiten. Diese reichen von der Versendung individueller Weihnachtswünsche, über Presseartikel oder die Darstellung der Zusammenarbeit auf der Internetseite der Schule bis hin zu feierlichen Veranstaltungen. Gerade letztere haben sich als Instrument an vielen Schulen etabliert, sie dienen dazu, Danke zu sagen und im vergangenen Schuljahr Erreichtes darzustellen. Quasi nebenbei bieten diese Veranstaltungen auch eine ideale Möglichkeit für die Schule, zu werben und neue Partner zu gewinnen.

Im ersten Interview zur Kooperation und Netzwerkarbeit mit außerschulischen Partnern wird sich mit einem externen Partner beschäftigt, den viele Schulen noch nicht so nutzen, wie sie es könnten. Es sind die Eltern der Schülerinnen und Schüler, die, außer als potenzielle Mitglieder für den Förderverein einer Schule, nicht als Ressource insbesondere auch in der Berufs- und Studienorientierung wahrgenommen werden. Dabei sind Eltern durchaus bereit zumindest für die Klasse des eigenen Kindes einiges zu ermöglichen, seien es Betriebsbesichtigungen am eigenen Arbeitsplatz, die Vorstellung von Berufen im Unterricht oder Praktikumsplätze. Die freie Oberschule Petershagen arbeitet aktiv mit der Ressource Eltern und auch, wenn sie von sich selbst sagt, sie sei in einer komfortableren Situation als andere Schulen, so wird doch deutlich, was man mit Eltern gemeinsam alles erreichen kann. Auch wenn Eltern nicht gleich in Heerscharen zu aktivieren sind, so gilt doch grundsätzlich: Wer die Ressource nicht anfragt, der hat sie von vorn herein verloren.

Von der Ehm-Welk-Oberschule in Angermünde werden im Interview gelungene Kooperation mit Betrieben dargestellt. Zur Absicherung des Praxislernens in Betrieben, hat die Schule mehr als 80 dauerhafte Kooperationsverträge mit Unternehmen der Region abgeschlossen. So gelingt ihr nicht nur die Umsetzung des Praxislernens in Betrieben, sondern gleichzeitig auch noch die Vermittlung ihrer Schülerinnen und Schüler als Auszubildende in Unternehmen in der Uckermark.

Im Interview mit der Clara-Zetkin-Schule mit dem sonderpädagogischen Förderschwerpunkt „Lernen“ in Strausberg wird deutlich, wie aus einem guten Beschwerdemanagement eine tragfähige Kooperation entstehen kann, welche letztlich lebenspraktischen Unterricht auf eine ganz besondere Art ermöglicht.

Eine besondere Form der Kooperation mit externen Partnern ist das **Übergangsmanagement**, da es hier nicht nur darum geht, Einblicke in die Berufswelt zu erlangen, sondern gezielt Schülerinnen und Schüler in Ausbildung zu führen. Auf diesem Weg spielen neben der Kooperation mit Unternehmen insbesondere eine enge Zusammenarbeit mit der Agentur für Arbeit, den Kammern und unterstützenden Förderinstrumenten für benachteiligte junge Menschen eine zentrale Rolle. Vertiefende Informationen zum Thema Übergangsmanagement finden sich auf Seite 24. Am Beispiel der Oberschule „Ulrich von Hutten“ in Frankfurt (Oder) wird noch einmal der Mehrwert für alle Beteiligten an diesem Prozess deutlich.

Unter der Rubrik Wegbereiter setzt sich die vorliegende Broschüre abschließend mit dem Aspekt der **individuellen Berufsorientierung** auseinander. Inklusion für den Bereich Schule bedeutet den gleichberechtigten Zugang zur Bildung für alle und das Erkennen sowie Überwinden von Barrieren. Ziel und grundsätzliche Aufgabe der Schulen in der beruflichen Orientierung ist dabei



die Ausrichtung auf die unterschiedlichen Voraussetzungen der Schülerinnen und Schüler. Diese sollen eine realistische Chance erhalten, sich nach dem Verlassen der Schule in eine Ausbildung eingliedern zu können. An dieser Stelle sind Schulen individuell und organisatorisch herausgefordert eine konkrete, realitätsbezogene Berufswahl zu ermöglichen. Wünsche und Erwartungen der Schülerinnen und Schüler müssen mit realen Bedingungen abgeglichen und eventuell angepasst werden. Die Potentialanalyse zeigt ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten auf, beim Praxislernen in Werkstätten werden in simulierten Produktions- und Arbeitsprozessen Arbeitsabläufe vermittelt und im Schülerbetriebspraktikum soll das Erlernte Anwendung finden.

Das Interview mit der Sachsendorfer Oberschule in Cottbus spiegelt diesen Werdegang für die Schülerinnen und Schüler wider, zeigt aber gleichzeitig auf, dass individuelle Berufsorientierung jedes Mal auf ein Neues individuell ist. Anpassungen in den Projekten erfolgen sowohl aufgrund unterschiedlicher Leistungsvoraussetzungen als auch auf der Grundlage von Feedback-Befragungen der Schülerinnen und Schüler in Anschluss, an berufsorientierende Maßnahmen – wie im Interview mit dem Elsterschulzentrum in Elsterwerda berichtet wurde. Die Erfahrungen der schulischen Berufsorientierung fassen zwei Schüler der Pestalozzi-Förderschule Cottbus (jetzt Oberschule Schmellwitz) zusammen. Straßenbau und Landwirtschaft waren die beruflichen Vorstellungen des einen Schülers – das soll auch so bleiben. Für den zweiten Schüler

wollten die Eltern gern, dass er einen landwirtschaftlichen Beruf ergreift. Er möchte aber gern Tieflader fahren –oder doch Traktor?

Schulen sind nicht gleich, die individuell zu meisternden Herausforderungen leiten sich aus dem Sozialraum der Schule, der wiederum auch das Schülerklientel bestimmt, der Lage der Schule im städtischen oder ländlichen Raum und letztlich von den handelnden Personen und ihrer Prioritätensetzung ab. Als Interviewpartner wurden bewusst Schulen herausgesucht, die das Spektrum der vorgenannten externen Einflüsse abbilden und es geschafft haben, ihre Herausforderungen zu meistern. An dieser Stelle sei noch einmal allen Interviewpartnerinnen und -partnern für ihre Bereitschaft und ihr Engagement gedankt. Durch ihre Unterstützung können auch anderen Schulen positive Impulse gegeben werden. ■

¹ www.praxislernen.de



Praxislernen in Werkstätten am Beispiel Oberschule „Ehm Welk“ Lübbenau



Praxislernen in Werkstätten braucht Kontinuität und gut strukturierte Werkstätten. Diese gab es in Lübbenau noch bis vor ein paar Jahren. Die Schulleiterin der Oberschule „Ehm Welk“ Lübbenau, Gabriela Lehmann und der dortige Wirtschaft-Arbeit-Technik (WAT)-Lehrer, Jörg Stiehl, fanden eine Lösung, um weiterhin Praxislernen durchführen zu können.

Seit wann machen Sie Praxislernen an der Schule?

Gabriela Lehmann: Eigentlich schon ab Mitte der 1990er Jahre. Wir waren damals noch an der Realschule und haben schon mit einem Praxislernen ähnlichen Programm begonnen. Dann ab 2005 hatten wir mit einem privaten Unternehmen, welches sehr gute Werkstätten hatte, eine Kooperation. Als dieses Unternehmen geschlossen wurde, hatten wir wirklich ein großes Problem hier in Lübbenau.

Wie haben Sie das gelöst?

Jörg Stiehl: Wir sind in Cottbus fündig geworden. Dort haben wir ein Unternehmen gefunden, welches es den Schülern und Schülerinnen ermöglicht, aus zehn verschiedenen Berufen vier auszuwählen, um während der acht Praxislernen in Werkstätten-Tage jeweils an zwei Tagen je Beruf praktische Erfahrungen zu sammeln.

In welcher Klassenstufe ist das?

Gabriela Lehmann: In Klassenstufe 8, d. h. bevor die Schüler/innen in der 9. Klasse das 1. Mal ins Praktikum gehen. In der 7. Klasse haben sie die Potentialanalyse, in der 8. dann das Praxislernen in Werkstätten, wo sie sich ausprobieren können und ihre Stärken und Schwächen finden können. Und dann in der 9. Klasse gehen sie ins dreiwöchige Pflichtpraktikum und in Klasse 10 dann nochmal in ein 2-Wochen-Praktikum.

Es gibt ja das Idealmodell, dass die Schüler/innen über zwei Jahre hinweg, einen Tag in der Woche in einem Unternehmen sind und praktisch lernen. Das ist hier nicht umzusetzen?

Gabriela Lehmann: Das würde ich so nicht sagen. Es ist schwierig zu organisieren, weil hier im auf Touristik ausgelegten Spreewald einfach die Unternehmen fehlen, die so ein langes Praktikum für so viele Schüler vorhalten können. Da haben es Standorte wie zum Beispiel Cottbus sicher leichter, weil da viel mehr Unternehmen auf kurzen Wegen erreichbar sind.

Jörg Stiehl: Das Praxislernen in Werkstätten, so wie es jetzt läuft, ist ein sehr guter Ansatz. Die praktische Berufsorientierung sollte aber weiter ausgebaut werden.

Politik und Wirtschaft müssen einen Weg finden, um gemeinsam den Fachkräftemangel zu verringern. Wenn Projekte erarbeitet werden, muss die Wirtschaft direkt beteiligt werden. Der Weg der Berufsorientierung soll ja zu neuen Fachkräften führen. Die Wirtschaftsunternehmen nennen ihre Anforderungen und ihre Bereitschaft der Beteiligung an solchen Projekten, die dann auch berücksichtigt werden.

Wie kommen die Schüler/innen in den Betrieben klar?

Jörg Stiehl: Einige lernen erstmalig Strukturen kennen und auch, dass man nicht erst dreimal gebeten wird, etwas zu machen, sondern dass das jetzt gemacht werden muss. Ich meine, wer sich auf das System der Berufsorientierung einlässt, hat den Jackpot gezogen. In der 7. Klasse findet die Potentialanalyse statt. Und in der 8. Klasse absolvieren die Schüler/innen das Praxislernen in Werkstätten. Die Schüler und Schülerinnen erkennen ihre Fähigkeiten und Stärken und lernen, diese im Unterricht zu bewerten und umzusetzen. Sie suchen sich daraus resultierend einen Praktikumsplatz, der sie auch interessiert. In Klasse 10 schließt sich ein weiteres Praktikum an. Idealerweise im selben Betrieb, sodass dieser dann sieht, wie sich der Schüler bzw. die Schülerin entwickelt hat. Im Idealfall erfolgt nach dem Praktikum Klasse 10 der Abschluss eines Ausbildungsvertrages. Dieses Jahr habe ich auch wieder Schüler/innen, die ohne Bewerbungsschreiben, ohne Einstellungstest, sondern aufgrund dieser mehrjährigen intensiven Bewerbungsphase, ihren Ausbildungsvertrag erhalten haben.

Gabriela Lehmann: Natürlich ist das der Idealfall. Aber selbst, wenn die Schüler/innen erst in Klasse 9 oder 10 merken, der Beruf ist nichts für mich, ist etwas gewonnen. Es ist eine Lehrstelle weniger, die später abgebrochen wird.



Jörg Stiehl: Wir haben auch Fälle von Schüler/innen gehabt, die in der Schule überhaupt nicht klarkamen, im Praktikumsbetrieb dann aber sehr viel Engagement gezeigt haben. Der Schüler zeigte Interesse am Beruf, war ehrgeizig, fleißig und motiviert, sodass diesem trotz der ein oder anderen schlechten Note eine Ausbildung angeboten wurde. Das macht doch Mut.

Wenn es Fälle gibt, bei denen der Berufswunsch nicht von den oben angesprochenen zehn Gewerken abgedeckt wird, können Sie da helfen? Haben Sie ein Netzwerk?

Jörg Stiehl: Wenn die Schüler/innen dann ins Praktikum gehen, können sie aus einem Pool von 70-80 Unternehmen wählen. Das Praxislernen in Werkstätten stellt einen ersten Schritt dar, wenn es um Vorstellung in der Berufswelt geht. Hier können wir nicht hunderte von Ausbildungsberufen anbieten. Wenn also jemand kommt, der Wünsche hat, dem kann im Praktikum selbstverständlich geholfen werden.

Gabriela Lehmann: Es gibt so viele Angebote. Wenn man möchte, bekommt man auf jeden Fall etwas.

Wie hat sich dieser Pool aufgebaut?

Jörg Stiehl: Durch persönliche Kontakte, die wir als Kollegen in der Schule haben. Einfach auch aus der Erfahrung heraus, die Praktikumsbetriebe gemacht haben. Unternehmen melden sich auch bei uns, mit dem Wunsch nach einem Praktikum. Wir veröff-

fentlichen dann die Praktikumsangebote in unserem Schulschaukasten oder auf der Homepage. Außerdem führen wir Listen, in denen diese Informationen gespeichert und abrufbar sind. Diese Unternehmen muss man sich selbstverständlich „warmhalten“.

Wie machen Sie das?

Gabriela Lehmann: Natürlich ist das mit viel Zeitaufwand verbunden, denn die Unternehmen müssen immer wieder aufgesucht werden, Gespräche geführt werden. Und man muss einfach Präsenz und Interesse zeigen.

Jörg Stiehl: Daneben haben wir als Schule zusätzliche Tage, die wir organisieren, wo wir Handwerker- und Berufsfindungstage anbieten, bei denen sich unsere Schüler/innen inhaltlich mit den verschiedenen Gewerken im Vorfeld ihres Praktikums persönlich informieren können. Die IHK und die HWK unterstützen uns hier besonders.

Wie bereiten Sie die Schüler/innen auf das Praxislernen in Werkstätten und die Praktika vor?

Jörg Stiehl: Im Prinzip schon in der 7. Klasse mit den ersten Überlegungen zu den eigenen Fähigkeiten und Hobbys, um so langsam in die Richtung Berufswunsch zu kommen. Das geht zum Beispiel richtig gut mit einem Stammbaum, der nicht auf die verwandtschaftlichen Verhältnisse der Familie, sondern auf die Berufe der Verwandtschaft bezogen ist. Ab der 8. Klasse gehe ich dann im Unterricht bewusst darauf ein und stelle zum Beispiel die Aufgabe, das Tätigkeitsfeld eines bestimmten Berufs herauszusuchen. Die gesammelten Informationen werden in Berufswahlpass in Schriftform oder als Plakat bzw. Mind-Maps abgelegt. Nach dem Praktikum werden die gemachten Erfahrungen und das erworbene Wissen mit diesen Informationen abgeglichen. Da gibt es dann oft spannende Aha-Erlebnisse.

Wer organisiert das alles an Ihrer Schule, wer hält den Kontakt zu den Praktikumsbetrieben und bereitet das alles vor und nach?

Gabriela Lehmann: Die Klassenlehrer sind selbstverständlich integriert und die WAT-Bereiche. Ein Großteil liegt aber schon bei Jörg Stiehl.

Jörg Stiehl: Wir helfen uns eben untereinander und bekommen es hin. ■



Ein wichtiger Baustein für die Erfahrungen der Schüler/innen im Themenfeld Praxislernen ist das Lösen von Praxislernaufgaben. Dabei wird Wissen aus dem Unterricht mit praktischen Anwendungsfeldern verknüpft. Die Peter-Joseph-Lenné-Oberschule in Hoppegarten setzt das Praxislernen in Praxislernwochen um, die seit 2009 mit dem Berufsbildungszentrum der Handwerkskammer Frankfurt (Oder) in Hennickendorf durchgeführt werden. Die stellvertretende Schulleiterin Anette Rauch und die verantwortliche Kollegin für die Berufsorientierung Frau Reinicke sind sich sicher, dass die Praxislern-Arbeitsaufgaben einen sehr wichtigen Teil ausmachen, da vielen Schüler/innen erst dann bewusst wird, wozu sie im Unterricht Erlerntes im späteren Leben benötigen.

Sie sind hier mit Ihrer Schule in einem großen Gewerbegebiet. Gibt es da nicht geeignete Unternehmen, die mit Ihnen gemeinsam Praxislernen durchführen wollen? Es liegt ja praktisch vor der Haustür.

Viele Betriebe hier kennen wir zwar, sie können sich aber nicht vorstellen, wie das funktionieren soll, wenn einmal in der Woche über zwei Jahre hinweg Schüler/innen kommen, um bei ihnen zu lernen. Da ist noch viel Überzeugungsarbeit notwendig. Da sind wir noch am Planen und Vorbereiten. Auch haben wir wenig produzierendes Gewerbe hier vor Ort, eher Dienstleistung und Logistik. Wir möchten Praxislernen sehr gern umsetzen, es aber auch sehr gut geplant haben, bevor wir loslegen. Unser Augenmerk liegt ja auf der Verknüpfung zu den Praxislernaufgaben. Diese Aufgaben haben wir übrigens schon 2009 das erste Mal ausgearbeitet. Aktuell greifen wir immer wieder darauf zurück und überarbeiten diese gemeinsam jedes Jahr mit den Lehrmeistern der verschiedenen Fachbereiche unserer Kooperationsstelle.

Welche Fachbereiche werden dort umgesetzt?

Bisher waren es die Fachbereiche Maler/Lackierer, Kosmetik, Holz-

bearbeitung, Kfz-Technik, Elektrotechnik und Heizung-Sanitär-Klima. In der ersten Praxislernwoche durchlaufen alle Schüler/innen der 8. Klasse alle Gewerke. Dann vergeht eine Zeit der Nachbereitung mit den Schüler/innen und Eltern und der Auswertung der Bewertungsblätter. In der zweiten Praxislernwoche haben die Schüler/innen dann die Möglichkeit, sich zwei Gewerke zu wünschen und eins völlig auszuschließen. Dann arbeiten die Schüler/innen konkret nur in einem Gewerk.

Wie ist das ab der 7. Klasse?

Da haben wir eine Berufswahlkonzeption. Darauf baut dann alles andere auf und wird für jedes Jahr aktualisiert erstellt. Konzeptionell arbeiten wir seit 2008 in der Berufs- und Studienorientierung und haben diese regelmäßig an die Möglichkeiten vor Ort und die Ideen der Schüler/innen angepasst.

Welche Wünsche und Ideen waren das?

Unsere Schüler/innen suchen sich ihre Praktikumsplätze selbst. In der 8. Klasse sind sie ja in Hennickendorf, in der 9. Klasse ist dann das zweiwöchige Schülerbetriebspraktikum. Irgendwann wurde der Wunsch geäußert, das Schülerbetriebspraktikum auch in der 10. Klasse zweiwöchig durchzuführen. Das haben wir umgesetzt. Es muss ja auch in den Schulablauf passen und wir die entsprechenden Lehrkräfte zur Verfügung haben. Wir schicken von Beginn an 5-6 Lehrkräfte als Betreuende mit zu den Praxislernwochen. Das ist nicht gewöhnlich. Das ist unser gemeinsamer Anspruch, dass die Lehrer/innen mitmachen und mitlernen und somit wissen, worüber sie sprechen. Außerdem erleben sie so ihre Schüler/innen in anderen Situationen. Dadurch ergibt sich ein anderes, stärkeres Vertrauensverhältnis.

Dadurch, dass die Lehrkräfte mit vor Ort arbeiten, lassen sich dann auch die Praxislernaufgaben konkreter erstellen?

Genau. Das ist dann die Verzahnung. Die Lehrer/innen können entscheiden, wie sie theoretische Inhalte mit praktischem Handeln verknüpfen.

Lösen alle Schüler/innen alle Praxislernaufgaben?



Die stellvertretende Schulleiterin der Peter-Joseph-Lenné-Oberschule in Hoppegarten, Anette Rauch

Nein, nur in ihrem jeweiligen Bereich. Im Kfz-Bereich ist zum Beispiel eine Aufgabe aus der Physik zu lösen, im Kosmetikbereich aus der Biologie und im Bereich Maler/Lackierer aus dem Kunstunterricht. Die Schüler/innen lösen ihre Aufgaben während ihrer Anwesenheit dort. Zeitpunkt und Aufgabe werden von Lehrmeister und Lehrer/in gemeinsam festgelegt. Eine Aufgabe gilt für alle: Im Deutschunterricht ist ein Tagesbericht aus der Praxislernwoche zu erstellen.

Werden die Aufgaben jedes Jahr aufs Neue konzipiert?

Fast. Das hängt vom Lehrmeister ab. Die haben ja auch ihre Vorstellungen.

Ist der Lehrer/die Lehrerin also nicht die Hauptperson bei den Praxislernaufgaben?

Doch, aber stets in Zusammenarbeit mit den Lehrmeistern. Auf Grund unseres Wissens, unserer persönlichen Absprachen mit den Lehrmeistern, ergeben sich die Aufgaben. Ein neuer Lehrmeister kann also auch zu einer neuen Aufgabe führen. Gemeinsam in der jeweiligen Fachkonferenz wird dann die Aufgabe erarbeitet. Auch wird im Unterricht in der Vor- und Nachbereitung speziell darauf eingegangen, damit die Schüler/innen vor Ort die Aufgabe auch lösen können und wissen, ob sie richtig lagen.

Bleiben die Aufgaben über die Jahre erhalten?

Sie bleiben erhalten und sind ein wirklicher Fundus für uns. Selbstverständlich dann mit den Anpassungen. Sicher wird es zukünftig schwierig, wenn wir unsere Schüler/innen einmal in der Woche in eine Vielzahl von Betrieben und Einrichtungen losschicken. Da werden wir mehr allgemeingültige Aufgaben formulieren. Ich bin mir aber sicher, dass wir auch das stemmen werden.

Werden Praxislernaufgaben fächerübergreifend gestellt?

Im Moment nicht, aber zukünftig bestimmt. Da sind dann fächerübergreifende Aufgaben sicher wichtiger, um Mathe, Chemie, Physik etc. miteinander zu verknüpfen. Da macht man sich eigentlich keine Gedanken, aber zusammen gehört das ja schon alles. Wichtig ist, dass die Lehrmeister sehen, was wir vorbereitet haben, und wir sehen, was dort vorbereitet wurde, um alles in Bezug zueinander zu bringen, damit es funktioniert.

Merken Sie einen Effekt bei den Schüler/innen bezüglich der Praxislernaufgaben?

Ja, bei vielen ist der zu merken. Manche sind ganz erstaunt, wo man überall zum Beispiel Mathematik braucht. Und auch bei den Lehrkräften, die ihren Unterricht praxistauglicher gestalten können. Bei unseren Vorbereitungen und Planungen sprühen manche Kolleginnen und Kollegen vor Ideen. Das macht dann richtig Spaß.

Ist es Ihr Wunsch, die fünf angesprochenen Gewerke zu erweitern?

Selbstverständlich. Auf jeden Fall. Das ist unser Ziel, daran arbeiten wir. Dann wird es darum gehen, einen guten Kurzschluss mit der Firma zu finden, wie die Aufgaben erfüllt werden können. Auch werden die Praxislernaufgaben dann sicherlich nicht mehr so ins Detail gehen. Wir werden dann mehr allgemeine Aufgaben erarbeiten müssen. Denn aktuell 75 spezialisierte Aufgaben für unsere 75 Schüler/innen einer Jahrgangsstufe sind personell nicht zu leisten. Aber eins nach dem anderen. Im kommenden Jahr wird es nach unserer Planung eine Neuorientierung der Aufgaben geben. ■

Umsetzung Praxislernen in Betrieben am Beispiel Oberschule Falkenberg



Unter anderem bei der Polizei setzt die Oberschule Falkenberg das Thema Praxislernen für ihre Schüler/innen um. Ilka Trabant, verantwortliche Wirtschaft-Arbeit-Technik(WAT)-Fachlehrerin, spricht im Interview über das Wie und Was der inhaltlichen Vorbereitungen der Schüler/innen auf die Praxis in Betrieben.

Wie bereiten Sie die Schüler/innen auf das Praxislernen in Betrieben vor?

In der 7. Klasse holen wir für drei Tage ganz viele Betriebe in unsere Schule und lassen die Mitarbeitenden ihre Berufe vorstellen. Dabei legen wir viel Wert darauf, dass etwas praktisch gezeigt wird. Es sind dann unter anderem ein Koch, ein Fliesenleger, ein Rettungssanitäter, eine Fachkraft aus dem Pflegeheim und aus dem Bereich Elektro hier, damit die Schüler/innen schon mal einen Eindruck bekommen. Insgesamt stellen sich den Schüler/innen 18 verschiedene Berufe vor.

Gehen die Schüler/innen danach für einen Tag in der Woche in die Betriebe?

Nein, das bekommen wir hier in unserer Region in diesem Ausmaß nicht organisiert, da wir in der Umgebung keine großen, sondern viele kleinere Betriebe und die weit verzweigt haben. Die Betriebe, die für die Schüler/innen gut oder für einen gewissen Zeitraum auch aufwändiger zu erreichen sind, können bei weitem nicht alle der bis zu 90 Schüler/innen über so einen langen Zeitraum aufnehmen.

Wie geht es stattdessen weiter?

Anfang der 8. Klasse fragen wir unsere Schüler/innen dann, was sie werden wollen. Daraufhin werden sie in die verschiedenen Gruppen einsortiert. Wir teilen dann auf in Grüne Berufe, also alles, was mit Pflanzen und Tieren zu tun hat; in Soziale Berufe, die unterteilt sind in den medizinischen und in den pädagogischen Bereich, sowie in Handwerksberufe. In einer weiteren Gruppe sind alle die, die wir in die anderen Gruppen nicht so richtig einordnen

können, wie zum Beispiel Polizei, Mediengestaltung, Verwaltung und Handel. Diese Gruppe verändert sich thematisch von Jahr zu Jahr und ist meine Lieblingsgruppe und wird von mir betreut.

Inwiefern?

Da wir versuchen, für alle Schüler/innen etwas zu finden, nehme ich dann Kontakt zu den verschiedensten Betrieben und Unternehmen auf, um sie zu einer Kooperation zu bewegen. Da ist viel Ausdauer gefragt und es gibt leider auch gelegentlich Körbe.

Was tun Sie konkret in den Gruppen in dieser Vorbereitungsphase?

Innerhalb der Gruppen werden die Berufsfelder intensiv bearbeitet. Am ersten Tag meist mit Theorie, in den darauffolgend drei Tagen werden unterschiedliche Berufsfelder in der Region besucht und am letzten Tag der Berufs-Schnupper-Woche werden die Erlebnisse vor dem gesamten Jahrgang in der Aula präsentiert.

Darauf folgt dann ein Praktikum?

Ja, ca. zwei Monate später. Die gerade beschriebene Vorbereitung dient dazu, dass den Schülern und Schülerinnen langsam bewusst wird, in welchem Bereich sie ein Praktikum absolvieren möchten. Das Praktikum dauert drei bis vier Tage und soll den Schülern und Schülerinnen ganz praktisch deutlich machen, ob es nun der richtige Berufswunsch ist oder nicht. Es soll auch deutlich erlebbar machen, welche Fehler man selbst machen kann. Mit diesem Erleben und angeeignetem Wissen ist die nächste Stufe in der 9. Klasse ein zweiwöchiges Praktikum. Dieses wird mit den Schülern und Schülerinnen ausführlich im WAT-Unterricht und den Eltern mittels einer Elternversammlung vorbereitet. Die Eltern werden von uns ab der 7. Klasse einbezogen und informiert, was wir hier im Bereich der Berufsorientierung machen. Den Praktikumsplatz organisieren sich die Schüler/innen dann selbst, weil dabei individuelle Wünsche und Tatsachen beachtet werden müssen und die Vorbereitung und Umsetzung auf ein Vorstellungsgespräch bzw. Bewerbungsgespräch selbst organisiert werden soll.

Gibt es nach dem Praktikum der 9. Klasse eine Reflexion als Vorbereitung auf das Praktikum in der 10. Klasse?

Ja sicher. Unter anderem wird auf drei bis vier Seiten ein Fachthema aus dem Beruf vorgestellt und präsentiert. Wir reden auch viel über Erlebtes im Praktikum, über positive oder negative Erfahrungen.



Praktische Erprobung einer Radarmessung
im Berufsfeld Polizei

gen, darüber, was konkret kennen gelernt wurde und ob es die richtige Entscheidung war. Das mache ich mit den Schülern und Schülerinnen gleich in den ersten Unterrichtsstunden nach dem Praktikum, wenn die Erinnerungen noch ganz frisch sind.

Bei Ihnen gibt es eine Besonderheit für das Praktikum. Die Schüler/innen sollen ihr Praktikum in der 9. und 10. Klasse nicht im selben Betrieb absolvieren. Wie ist das zu verstehen?

Es ist schon so, dass, wenn sich der Berufswunsch verfestigt und jemand zum Beispiel Friseurin werden möchte, dass das in der 9. und 10. Klasse gleichbleiben darf, aber eben nicht im selben Salon, um die Abläufe in einem anderen Salon kennen zu lernen. Es ist ja überall ein bisschen anders. Ausnahmen machen wir nur, wenn die Schülerin oder der Schüler weiß, dass er oder sie ganz sicher in diesem Betrieb auch die Ausbildung anfangen wird. Dann unterstützen wir das selbstverständlich. Bei der Mehrheit ist es aber so, dass nochmal ganz andere Sachen ausprobiert werden wollen. Das ist völlig in Ordnung, denn wenn die Schüler/innen merken, das ist nicht das Richtige, müssen sie sich nach einer sinnvollen Alternative umsehen.

Für das Praktikum in der 10. Klasse sind die Abläufe für die Schüler/innen analog zur Praktikumsuche in der 9. Klasse?

Ja. Die Schüler/innen kümmern sich im Wesentlichen selbst und müssen auch wieder präsentieren. Ich persönlich handhabe es in der 9. und 10. Klasse so, dass die Schüler/innen mit einer Power-Point-Präsentation ihren Beruf bzw. ihren Praktikumsbetrieb vorstellen.

Wählen die Schüler/innen ihre Ausbildung in dem Beruf, in dem sie ihre Praktika gemacht haben?

Das kann man so nicht genau sagen. Viele bleiben schon in einer gewissen Richtung, aber eine Tendenz kann ich nicht ausmachen.

Wie funktioniert bei Ihnen das Wissensmanagement bezüglich der Unternehmen, die Ihren Schüler/innen Praktikumsplätze anbieten?

Dadurch, dass die Kolleginnen und Kollegen in die Abläufe integriert sind und wissen, wer was macht und zu wem Kontakt hat, sind wir gut informiert. Wenn ich irgendwohin gehe und einen interessanten Beruf entdecke, frage ich immer nach, ob man sich vorstellen kann, uns bei der Berufsvorbereitung an unserer Schule zu unterstützen. Generell verfügen wir über einen Fundus, auf den zurückgegriffen werden kann und der stets aktualisiert wird, um möglichst allen Schülerinnen und Schülern Angebote im Hinblick auf die Berufs- und Studienorientierung zu verschaffen.

Das klingt nach einer aufwändigen Netzwerkarbeit. Wie machen Sie das?

Ich rede viel mit den Leuten und bin unterwegs. Aufwändig ist das aber nur am Anfang. Danach lebt man von den Erfahrungen. Wenn man sich erst mal kennt, ist vieles ganz einfach.

Haben Sie Kriterien für ein neues Unternehmen, welches gefunden wurde, um mit Ihrer Schule zu arbeiten?

Wünschenswert wäre es, wenn der Betrieb ausgebildet. Denn dann gibt es dort ein Gefühl dafür, wie Jugendliche in diesem Alter ticken. Und der Betrieb hat außerdem die Erfahrung und die entsprechenden Zertifikate. Ein weiterer Kritikpunkt ist, dass der Betrieb personell eine gewisse Größe hat, damit die Durchführung des Praktikums und die Betreuung sichergestellt werden. Der wichtigste Punkt ist allerdings der gute Wille. Da kann man viel draus machen. ■

Einbindung der Eltern am Beispiel Gesamtschule Petershagen



Die Gesamtschule mit gymnasialer Oberstufe Petershagen der Fortbildungsakademie der Wirtschaft (FAW) gGmbH nutzt Co-Parent bei der Umsetzung der Berufsorientierung schon von Anfang an in einem außergewöhnlichen Umfang. Die stellvertretende Schulleiterin, Doreen Ritter, die ehemalige Vorsitzende der Elternsprecherkonferenz, Kathrin Hillebrand, sowie Unternehmer und Vater Thomas Lunacek stellen ihre Herangehensweise vor.

Legen sie ein Veto ein, wenn die Kinder nach Hause kommen und von ihrem zukünftigen Praktikum und Berufswunsch erzählen, oder lassen sie es laufen?

Kathrin Hillebrand: Ich würde es laufen lassen. Ich denke, die Erkenntnis, dieser Beruf oder dieser Zweig ist nichts für mich, ist wichtig für das Kind. So ein Praktikum dient ja dazu, zu erkennen, dass das Kind sich vielleicht etwas ganz anderes vorgestellt hat. Von daher würde ich immer sagen: Probier dich aus.

Thomas Lunacek: Ich lasse es auch laufen. Wir diskutieren ganz offen darüber und ich sage aber immer: Die Entscheidung liegt bei dir. Klar gebe ich Hinweise, was ich an der Stelle tun würde, aber erst ganz am Ende der Diskussion.

Doreen Ritter: Unsere Erfahrung ist, dass die meisten Eltern die Kinder erst mal ihre Vorstellungen darstellen lassen. Sie erwarten, dass die Kinder sich kümmern und sie als Eltern unterstützend eingreifen, wenn nötig. Natürlich gibt es auch einen kleinen Prozentsatz von Eltern, die das gesamte Verfahren für ihre Kinder übernehmen, aber dann machen die Eltern häufig die Erfahrung, dass die Kinder in Opposition gehen. Über das Sich-selbst-kümmern lernen die Kinder ja, dass sie, wenn sie nicht aktiv werden, nicht das Praktikum absolvieren können, das sie interessiert.

Das ist ja dann auch schon eine erste wichtige Erfahrung.

Thomas Lunacek: Ja, aber das ist nur die theoretisch optimale Welt. Die Praxis sieht oft anders aus. Ich bin selbst Unternehmer und hatte außerhalb unseres Netzwerks hier an der Schule be-

stimmt zwei Dutzend weitere Praktikanten in den letzten Jahren und es war ein einziger, der alleine gekommen ist. Bei allen anderen waren es die Eltern.

Wie fragen sie die Fähigkeiten der Eltern ab, um sie in den Schul- und Praxislernprozess einzubinden?

Doreen Ritter: Es gibt ein Datenblatt über Eltern und Schüler, welches bei uns an der Schule hinterlegt ist. Daran sehen wir als erstes, wo die Eltern beruflich engagiert sind. Dann haben wir eine sehr aktive Elternsprecherkonferenz. In diese gehen wir als Schule mit unseren Ideen und Wünschen und diskutieren diese dort und bitten, dass die Elternsprecher in ihren Klassen fragen, ob es Eltern gibt, die an der einen oder anderen Stelle zur Verfügung stehen können. Nun sind wir als Privatschule jedoch in einer etwas komfortableren Situation, um die Hilfe der Eltern zu aktivieren, als eine staatliche Schule, denn in unserem Schulvertrag ist verankert, dass die Eltern acht Stunden im Schuljahr gemeinnützige Arbeit für die Schule leisten müssen. Viele Eltern gehen aber darüber hinaus. Unterm Strich macht die Regelung es jedoch einfacher, die Ressource Eltern zu aktivieren.

Wie sehen die konkreten Aufgaben der Eltern dann aus?

Doreen Ritter: In der 8. Klasse brauchen wir zum Beispiel Unternehmer, die sich für ein Unternehmerinterview zur Verfügung stellen. Die Kinder lernen damit einen echten Unternehmer kennen, um dann für sich zu überlegen, würde ich auch gern Unternehmer werden und wie können mir meine Interessen und Talente dabei helfen. Ich glaube, Herr Lunacek war erst kürzlich dabei. Vielleicht kann er erzählen, wie es war.

Thomas Lunacek: Gern. Das läuft in der Praxis so, dass der Unternehmer in die Unterrichtsstunde kommt, seine Firma vorstellt, ein bis zwei Schwierigkeiten anreißt und dann mit den Schülern darüber diskutiert. Da kommen viele Fragen und viel Interesse rüber.

Wie ist ihr Eindruck der Zusammenarbeit Schule-Eltern?

Thomas Lunacek: Ich meine, hier wird eine ganz herausragende Elternarbeit gemacht. Ich fühle mich hier wie in einer großen Familie. Das kostet zwar auch Zeit, auf der anderen Seite schafft es aber eine gewisse Verbundenheit und auch Vertrauen. Man kann ganz anders auf die Lehrerschaft zu gehen und auch mal



Kathrin Hillebrand, Thomas Lunacek und Doreen Ritter (v.l.n.r.)

Dinge hinterfragen oder einen Wunsch äußern. Das ist alles sehr menschlich.

Was tun Sie, wenn in Ihren vielen Ressourcen mal etwas nicht dabei, was die Schüler/innen gern in der Praxis tun wollen?

Doreen Ritter: Das klingt jetzt zwar ungewöhnlich, aber das Problem hatte ich noch nicht, weil es immer irgendein Elternteil gibt, das dann sagt, aber ich kenne da jemanden, der helfen könnte. Auch haben wir noch nie den Punkt erlebt, dass Eltern sagen, nein, das machen wir nicht.

Und was ist, wenn die Angebote der Eltern größer als der Bedarf sind?

Doreen Ritter: Dann merken wir uns das und brauchen diese Ressource sicher beim nächsten Mal.

Arbeiten Sie dafür mit einer Datenbank oder haben Sie alles im Kopf?

Doreen Ritter: Beides. Wir haben eine sehr ausführliche Excel-Tabelle, in der ganz viele Informationen gesammelt werden und auf die wir bei Bedarf auch noch in Zukunft zurückgreifen können.

Was haben Sie mit den Eltern an der Schule schon alles erreicht?

Doreen Ritter: Ganz wichtig ist, dass durch die Eltern Praktikumsplätze zur Verfügung gestellt werden. Das funktioniert ausgesprochen gut. Bei Veranstaltungen aller Art unterstützen uns

die Eltern ebenfalls. Ganz konkret und aktuell entsteht auf dem Schulhof eine neue Infrastruktur. Da sind unter anderem Hocker mit Fliesen beklebt worden, später kommt eine große Betonsitzbank dazu. Das ist in einer Kooperation aus Eltern- und Schülerarbeit entstanden.

Wie sieht das konkret aus?

Kathrin Hillebrand: Wenn neue 7. Klassen kommen und eingeschult werden, sehen diese Eltern schon, wie Eltern aus der 8. Klasse diese Veranstaltung, zum Beispiel mit einem Catering, unterstützen. In der ersten Elternsprecherkonferenz wird dann erklärt, was da eigentlich passiert ist. Sie wachsen dann sozusagen in dieses System mit hinein.

Was motiviert Sie, sich in die Berufsorientierung der Kinder mit einzubringen?

Thomas Lunacek: Mich bewegen mehrere Dinge. Zum einen stehen wir in der Verantwortung für unsere eigenen Kinder und für die Klassenkameraden und Klassenkameradinnen, weil aus ihnen ja mal Menschen werden sollen, die in unserer Gesellschaft etwas leisten und so ihr Leben gestalten. Der zweite Punkt ist, dass es Spaß macht, und der dritte Punkt, dass selbstverständlich geholfen wird, wenn man gefragt wird.

Kathrin Hillebrand: Es gibt allerdings auch Eltern, die es zeitlich gar nicht schaffen, sich so engagiert einzubringen, einige wenige, die extra motiviert werden wollen, und auch einige, die sich nicht motivieren lassen. Das muss man so klar sagen.

Welchen Ratschlag würden Sie geben, damit es geschafft wird, dass sich Eltern stärker engagieren?

Kathrin Hillebrand: Ich würde sagen, dass man durch dieses Engagement noch dichter am eigenen Kind und am Umfeld dran ist. Sonst erlebt man das eigene Kind ja kaum im schulischen Umfeld. Das ist mir wichtig.

Thomas Lunacek: Ich finde, die Schule muss eine klare Erwartungshaltung gegenüber den Eltern formulieren. Wenn diese dann umgesetzt wird, wirkt sie sich positiv auf das Gesamtklima der Schule aus.

Doreen Ritter: Ich würde Kolleginnen und Kollegen den Tipp geben, nicht Institution, sondern Mensch zu sein: „Reden Sie miteinander!“ ■



In ihrem Konzept beschreibt die Ehm-Welk-Oberschule in Angermünde den Anspruch und den Ansatz des Praxislernens wie folgt:

„Beim Praxislernen sollen die beteiligten Schüler/innen praktische Tätigkeiten in realen Lebens- und Arbeitssituationen an einem außerschulischen Ort, d.h. in der Wirtschaft, ausüben. Dabei soll eine Verbindung von Allgemeinbildung und Berufsorientierung geschaffen werden, die dem Lernen mehr Realitätsnähe gibt. Durch die Kombination von schulischem und praxisorientiertem Lernen sollen die Begabungen der Jugendlichen genutzt werden. Sie sollen durch Erfolgs- und Misserfolgserlebnisse Erfahrungen sammeln und damit für eine Ausbildung motiviert und fit gemacht werden. Die Schüler/innen sollen die Erfahrungen im Arbeitsleben allgemein und möglichst auch konkret in einem später angestrebten Beruf sammeln. Sie sollen die Ansprüche der Wirtschaft an Auszubildende und Mitarbeitende selbst erfahren. Ziel des Praxislernens an der Ehm-Welk-Oberschule ist das Erreichen des Hauptschulabschlusses und der Berufsausbildungsreife. Neben dem handlungs- und praxisorientierten Arbeiten in ausgewählten Unternehmen erhalten die Schüler/innen fach-, berufs- und unternehmensbezogene Lernaufgaben, die sie mit Unterstützung von betreuenden Lehrkräften und den Betreuenden im Unternehmen weitgehend selbstständig erfassen und lösen sollen. Fachliche, methodische, soziale und persönliche Kompetenzen sollen so bei den Schülerinnen und Schülern entwickelt werden.“

Dementsprechend wurden die erwarteten Ergebnisse bei Schülerinnen und Schülern, Lehrkräften, Eltern und den Unternehmen wie folgt formuliert:

a) Schülerinnen und Schüler

Die Schüler/innen erfahren und erkennen die realen Möglichkeiten des Ausbildungs- und Arbeitsmarktes in der Region. Beim

Praxislernen werden die Schüler/innen selbst aktiv. Sie suchen sich ihren Praxislernplatz selbst und müssen Kontakt mit den Geschäftsführenden aufnehmen. Damit steigen die Motivation und die Bereitschaft, dort zu lernen und zu arbeiten. Sie lernen, ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten besser einzuschätzen, und entwickeln genauere Vorstellungen über den zukünftigen Ausbildungsweg. Die Schüler/innen erhalten ein besseres Verständnis für die Vorgänge und Aufgaben in den Betrieben und die unternehmerischen Tätigkeiten. Sie entwickeln Fähigkeiten, sich selbst Wissen anzueignen. Insgesamt verbessern sich die Beziehungen zu den Lehrkräften und zur Schule.

b) Lehrkräfte

Durch die Kontakte mit den Unternehmen und mit den Schülern und Schülerinnen am Praxislernort und den daraus resultierenden gemeinsamen neuen Erfahrungen verbessern sich die Beziehungen zwischen den Lehrkräften und den Jugendlichen. Es sind weniger Disziplinarmaßnahmen nötig, und auf die unterschiedlichen Lernvoraussetzungen kann mit den individuellen Lernaufträgen besser eingegangen werden. Die Lehrer/innen erhalten Einblicke in die Berufs- und Arbeitswelt und können diese Erfahrungen an die Schüler/innen weitergeben. Die Qualität des Unterrichts steigt dadurch. Ihre Glaubwürdigkeit wächst mithilfe der gewonnenen Fachkenntnisse und Erfahrungen. Die Lehrer/innen müssen sich selbst mit der jeweiligen Praxis auseinandersetzen, um relevante und fachübergreifende Lernaufgaben erstellen zu können. Sie befinden sich damit auch in einem Lernprozess. Die Schule selbst verbessert ihr Ansehen nicht nur im Unternehmen, sondern insgesamt in der Region.

c) Unternehmen

Wegen des prognostizierten Fachkräftemangels im Land Brandenburg ist es für die Unternehmen wichtig, sich frühzeitig geeignete Auszubildende auszuwählen und zu sichern. Mit beruflichen Perspektiven vor Augen werden die Jugendlichen in der Region und im Unternehmen gebunden. Durch ihr frühzeitiges Engagement sichern sich die Unternehmen nicht nur ihre zukünftigen Fachkräfte, sondern auch ihren Standort. Die Firmen nehmen selbst

Einfluss auf die Ausbildungsfähigkeit und damit die Qualität ihrer Auszubildenden und damit zukünftigen Fachkräfte. Die Unternehmen erhalten Einblicke in die Arbeit der Schule, ihre Methoden und Perspektiven, und sie können Prozesse in der Bildung mitgestalten. Die Unternehmen können Einfluss auf die Lernaufgaben im Praxislernen nehmen und auf praxisrelevante Lerninhalte achten. Die Teilnahme am Praxislernen bringt für die Unternehmen einen nicht zu unterschätzenden Imagegewinn. Mit der Präsentation der Schülerarbeiten aus dem Praxislernen auf einer öffentlichen Veranstaltung zum Schuljahresabschluss können die Unternehmen ihre Außendarstellung verbessern.

d) Eltern

Eltern verbessern durch die gemeinsame Suche mit ihren Kindern nach einem geeigneten Praxislernplatz und die Diskussion über in Frage kommende Ausbildungsberufe ihr Verhältnis zu den Kindern. Sie sind für ihre Kinder berufliche Experten und damit wichtige Ansprechpartner. Eltern engagieren sich für die Belange nicht nur ihres Kindes, sondern auch der Schule.

Soweit zur Theorie. Wie sieht es aber praktisch an der Ehm-Welk-Oberschule aus? Der Schulleiter, Frank Bretsch, stand Rede und Antwort.

Herr Bretsch, wie kommen Sie zu den Betrieben, mit denen Sie kooperieren? Kommen die zu Ihnen, oder gehen Sie zu denen?

Das passiert sowohl als auch. Gerade kürzlich haben wir eine Kooperationsvereinbarung mit der Fachklinik Wolletzsee unterzeichnet, die vorsieht, die Schüler/innen zu unterstützen, die später mal in die medizinische Richtung gehen, als auch für unsere Förderschüler/innen in den Servicebereichen Praktikumsplätze bereitzustellen. Im Grunde ist es aber auch so, dass beauftragte Kolleginnen und Kollegen Unternehmen aufsuchen und ansprechen. Dabei wird auch gleich geklärt, ob diese Unternehmen jene Kriterien erfüllen, die wir für das Praxislernen im Unternehmen fordern.

Welche Kriterien sind das?

Unter anderem die Frage, ob wir flexible Arbeitszeiten vereinbaren können, da wir über 60 % Fahrschüler/innen haben, die auf die Zeiten des Nahverkehrs angewiesen sind. Aber auch, ob das Unternehmen eine effektive Betreuung gewährleisten kann und ob das Unternehmen bereit ist, die Kolleginnen und Kollegen alle zwei Wochen zu einem kurzen Check-up zu empfangen.

Heißt das, dass das Funktionieren der angestrebten Kooperation vor der Besetzung eines Praktikumsplatzes steht?

Ja. Es soll und muss am Ende reibungslos sein. Meine Schüler/innen gehen in ein Dauerpraktikum (1 Tag pro Woche) und das über zwei Jahre. In dieser Zeit können sich die Schüler/innen ausprobieren und auch wechseln, wenn es nicht passt. Das machen wir so, weil es mir wichtig ist, dass sie vor einer Ausbildung wechseln und schauen, was passt. Denn wenn sie es in der Lehre machen, kommt es zu Ausfallzeiten. Für die Unternehmen liegen die positiven Aspekte darin, dass sich Schüler/innen und Unternehmen langfristig kennenlernen und die Betreuer einschätzen können, ob es passt oder nicht. Kommt es zu einer Lehrstelle, hat man jemanden, der einen exorbitanten Vorsprung hat gegenüber jemandem von außerhalb. Für diese Art unserer Herangehensweise spricht unsere sehr hohe Vermittlungsquote von Ausbildungsplätzen in diese Unternehmen. 2016 waren es 37 %, im Jahr 2019 wird die Quote bei über 50 % liegen.

Das geht schon in Richtung drohender Fachkräftemangel.

Genau. Das geht in die Richtung Kampf gegen den Fachkräftemangel. Das geht in die Richtung, dass Schule und Unternehmen zwei Jahre lang ineinandergreifen und jeder vom anderen weiß. So haben wir als Dienstleistungsunternehmen Schule die Möglichkeit, tatsächlich diese Dienstleistung zu erbringen. Nämlich zu wissen: Was brauchen die Unternehmen, um dann ein entsprechendes Angebot an Schüler/innen zu machen, die das a) auch wollen und b) auch in der Lage sind, die Anforderungen zu erfüllen.

Sie bezeichnen Ihre Schule als Dienstleister. Für wen sehen Sie sich als Dienstleister?

Wir als Schule sind Dienstleister für Eltern und Schüler. Und wir sind gleichzeitig Dienstleister für die Wirtschaft. Selbstverständlich. Durch das Heranführen der Schüler/innen an die Lehrzeit haben wir gleichzeitig eine Verpflichtung. Die heißt, dass wir uns



zu informieren haben über die Anforderungen der Unternehmen, die sich ja auch wandeln. Verschiedene Berufsbilder gibt es ja gar nicht mehr. Neue Berufe und neue Inhalte sind da. Demzufolge können wir nicht mehr so unterrichten wie vor 20 Jahren. Wir haben uns schon darum zu kümmern, dass die Schüler/Innen die Anforderungen kennen lernen, die auf sie zukommen. Das geht bis in die Kernkompetenzen der jungen Menschen. Es ist alles viel, viel komplexer geworden, und das ist uns sehr bewusst.

Wann haben sie angefangen, diese Veränderungen in ihre Ausrichtung einzubauen?

1999 schlossen wir mit dem damaligen Bildungsminister Steffen Reiche eine Verabredung, dass wir Schüler/Innen einen Nachmittag in der Woche in Unternehmen geben können. Schon recht bald forderten die Unternehmen einen ganzen Tag dafür, weil die paar Stunden zu wenig waren. Den Jugendlichen im Übrigen auch.

Waren sie die erste Schule mit so einem Vorschlag ans Bildungsministerium?

Der Reaktion des damaligen Bildungsministers nach zu urteilen, ja. Aber mittlerweile machen das ja viele Schulen. Man braucht auch 3-4 Jahre, um das Konzept zu perfektionieren. Man hat es den Eltern, den Schüler/Innen, den Unternehmen vorzustellen. Alle müssen damit zufrieden sein. Seit 2004 machen wir das professionell.

Wie gelingen Kooperationen?

Diese gelingen über Gespräche und über sich kennen. Ich habe da einen großen Vorteil. Ich bin hier geboren, habe hier mein Abi gemacht, und bin nun seit 31 Jahren an dieser Schule, davon 28 Jahre als Schulleiter. Mit sehr vielen Unternehmensleitenden hier bin ich aus Schul- und Freizeiten bekannt. Wichtig ist mir außerdem, dass wir Kooperationen mit mehreren beteiligten Partnern umsetzen. Das hat den positiven Effekt, dass sich das Netzwerk ständig vergrößert und man sich gegenseitig unterstützt.

Sie machen das sicherlich nicht alles allein?

Nein, dafür habe ich ein Team, das die Partner und die Schüler/Innen betreut und die Auswertungen macht.

Wie funktioniert der Austausch, wie arbeiten Sie zusammen?

Wir laden unsere Kooperationspartner jedes Jahr einmal zum Austausch ein. Meine Kolleginnen und Kollegen sind aber auch regelmäßig vor Ort unterwegs. Der Kontakt zu den größeren Unternehmen, mit denen wir auch besondere Aktionen starten, wie z. B. ein Laborpraktikum, läuft über mich. Und wir partizipieren voneinander. Zum Beispiel kam ein Team des Klinikums und machte das Kollegium fit im Umgang mit dem Defibrillator. Wir gestalten es gern wechselseitig. D. h. nicht nur die Unternehmen arbeiten mit unseren Schüler/Innen, sondern die Lehrkräfte werden von den Unternehmen in die Lage versetzt, Eltern und Schüler/Innen zu beraten. Denn gerade das ist natürlich eine der Sachen, die in Bezug auf Fachkräftesicherung noch nicht so funktioniert, wie wir es uns vorstellen, nämlich, dass die Angebote vor Ort bekannt sind. Dadurch, dass wir ca. 80 Unternehmen haben, in die unsere Schüler/Innen gehen, haben wir diesen Kenntnisstand wesentlich verbessern können.

Dreh- und Angelpunkt scheint ihr Team zu sein. Aus wie vielen Personen besteht es?

Das Team ist nicht starr. Einzig die Teamleitung (zwei verantwortliche Kollegen) bleibt. Die Mitglieder des Teams Praxislernen rekrutieren sich immer aus den die Jahrgänge 9 und 10 als Klassen- oder Fachlehrer/Innen betreuenden Lehrkräften. Sie kennen ihre Schüler am besten und haben die Kontakte zu den Eltern. Das nutzen wir selbstverständlich.

Dann ist das Praxislernen-Team auch für das Wissensmanagement an der Schule verantwortlich?

Das Praxislernen-Team hat alle Unterlagen bei sich parat. Also die Kooperationsvereinbarungen, die Praktikumsverträge, die möglichen Praktikumsplätze etc. Der Austausch findet vorrangig mit den Jahrgangsteams statt. Das Praxislernen-Team berichtet dann regelmäßig dem gesamten Kollegium.

Insgesamt erweckt das alles den Eindruck, als wenn da ganz viel von Ihnen ausgeht. Läuft es so, wie sie es sich vorstellen?

In der Tat habe ich das Praxislernen-Konzept gemeinsam mit einer



Frank Bretsch, Schulleiter der Ehm-Welk-Oberschule in Angermünde

Kollegin geschrieben (siehe Seite 20). Aber es gibt natürlich immer ein, zwei Stellen, die nachjustiert werden müssen.

Zum Beispiel?

Lehrer/innen und Schüler/innen müssen ja immer wieder neu herangeführt werden an die Aufgaben. Hier müssen wir in dem einen oder anderen Fall schauen, dass wir Motivation entwickeln, und darstellen, dass auch das Unterricht ist. Eine weitere Stellschraube sind Elternhäuser, die durch Langzeitarbeitslosigkeit betroffen sind. Da haben wir Reaktionen erlebt, die heißen: „Tja, jetzt haben sie meinem Kind Arbeit gegeben. Wissen Sie, was sie mir damit antun? Mein Kind geht arbeiten und ich darf nicht.“ Wir haben also in der Tat eine soziale Kompetente dabei, die zurückwirkt. Damit rechnet man nicht, dass man Eltern darauf stößt, dass es da eine Diskrepanz gibt.

Haben Sie eine Idee, wie man das lösen kann?

Wir haben verschiedene Sachen probiert und können es nicht lösen, da wir die Eltern nicht betreuen können. Da haben Sie mit Eltern wirklich zu arbeiten, damit sie verstehen, dass man das Ergebnis unserer Arbeit eigentlich jetzt noch nicht sehen kann. Auch kennen die Eltern von heute Berufe von vor 30 Jahren, die es so gar nicht mehr gibt. Das sehe ich als unsere Aufgabe an: zu zeigen, was es für Möglichkeiten gibt. Und wir ertüchtigen so auch die Eltern, zum Beispiel durch Elternversammlungen zur

Berufsberatung.

Sie sagten vorher, dass sie hier vor Ort super vernetzt sind. Andere Schulleitenden haben das nicht. Was würden sie empfehlen, wie baut man ein effektives Kooperationsmanagement mit Unternehmen auf?

Indem man die Kompetenzen seiner Kolleginnen und Kollegen nutzt und ihnen unglaublich viel Vertrauen entgegenbringt. Denn diese sind in der Regel schon eine ganze Weile vor Ort und können Auskunft geben. Und dann ein Team etablieren, wie man es haben möchte. Bei uns bleiben zwei feste Kollegen und dann ist Rotation. Es wissen also alle, was und wie es gemeint und was wichtig ist, dass man den Kollegen vertraut und dass es eine Klarheit darüber gibt: Was wollen wir mit welchen Mitteln erreichen, und was sind unsere Kriterien? Und wie treten wir für unsere Schüler/innen nach außen auf, und wie reflektieren wir das?

Bevor man bei den Kolleginnen und Kollegen ein Feuer entzünden kann, muss man selbst brennen. Was motiviert sie?

Ich glaube es ist eine Grundeinstellung. Meine sagt mir: Ich bin seit 25 Jahren im Kreistag Uckermark, im Jugendhilfeausschuss und als Fraktionsvorsitzender ehrenamtlich tätig. Dazu bin ich in anderen Ausschüssen aktiv. Das bedeutet, dass man alles Wissen, das man so kriegen kann, zusammenfügt. Und da kommt raus, dass man nicht nur eine Schule leitet, sondern ich sage, ich verfolge eine Philosophie für die Schule und sehe uns eben als Dienstleister, um unsere Schüler/innen bereit für das Leben zu machen. Und um das zu erreichen, stehe ich dafür ein, Praxislernen so zu machen, wie ich es will. Integration zu machen, wie ich es will, Projekte aufzulegen für Schüler/innen, die meinen Lehrer/innen das Leben schwermachen, aber das Recht darauf haben, unterrichtet zu werden. Ich bzw. wir alle leben doch nicht außerhalb der Gesellschaft, sondern mittendrin. In diesem Zusammenhang kommt dann bei uns auch das Heranführen der Schüler/innen ans Ehrenamt. Wir machen das ganz praktisch und bieten einen Feuerwehrunterricht an. Junge Menschen erhalten so eine Ausbildung zum Truppmann, um bei der Freiwilligen Feuerwehr mitzuwirken. Das finden dann übrigens auch wieder die Unternehmen interessant, wenn ihr neuer Azubi eine derartige Ausbildung und Willen zum Ehrenamt mitbringt. ■

Kooperation mit Betrieben am Beispiel Clara-Zetkin-Schule in Strausberg



Die Strausberger Clara-Zetkin-Schule ist eine Förderschule mit dem Schwerpunkt Lernen. Eine der vielen Kooperationen der Schule mit regionalen Unternehmen hebt sich durch ihre Entstehungsgeschichte hervor. Die Schulleiterin Kathrin Knospe und der technische Vorstand der Wohnungsbaugenossenschaft „Aufbau“, Frank Wessel, erzählen, wie es dazu kam.

Frau Knospe, an Ihrer Schule wird seit fast 25 Jahren verstärkt auf einen betrieblichen Praxisteil wert gelegt. Warum?

Kathrin Knospe: Anfang der 90er Jahre haben wir die Jahrgänge 9 und 10 neu aufgebaut. Bis dahin gab es ja den Schulabgang nach der 8. Klasse. Damals war uns schon klar, dass wir einen Praxisteil integrieren wollen. Den Input dafür holten wir uns im Kollegium auf einem Fachtag in Berlin zur selben Zeit. Wir wussten, dass wir an unserer Schule etwas verändern wollen und auch müssen, um somit unseren Schulabgängern überhaupt Perspektiven auf dem Arbeitsmarkt aufzeigen zu können. Also nahmen wir uns vor, dem Schubladendenken entgegenzuwirken.

Gab es Beispiele, die Sie übernommen haben?

Kathrin Knospe: Weniger. Es war ja vieles erst am Entstehen. Wir haben experimentiert und Erfahrungen gemacht, die uns dahin gebracht haben, wo wir jetzt sind.

Zum Beispiel?

Kathrin Knospe: Wir hatten eine Zeitlang eine Jobbörse, in der unterschiedliche Kurse angeboten wurden. Wer sich nicht integrieren wollte, kam in unsere Arbeitslosengruppe. Mit der wurde dann eben auch lebenspraktisch gearbeitet.

Lebenspraktisch ist ein gutes Stichwort. Herr Wessel, die Wohnungsbaugenossenschaft hat mittlerweile soviel Vertrauen zur Schule, dass Sie für die Praxistage eine komplette

Wohnung inklusive Schlüsselgewalt zur Verfügung stellen. Wie kam das?

Frank Wessel: Das hat sich über die Jahre so entwickelt. Angefangen haben wir mit verschiedenen Leerwohnungen, in denen die Schüler/innen handwerkliche Techniken wie Tapezieren, Fliesen legen, Trockenbau oder Holzarbeiten üben und auch lernen konnten, wie die korrekte Menge an Baumaterial, wie Fliesen, Tapete, Farbe, berechnet wird. Das wird immer noch so gehandhabt, jedoch nicht mehr in verschiedenen Wohnungen, sondern in einer festen Wohnung, da es den großzügigen Leerstand, den wir damals genutzt haben, so nicht mehr gibt. Wichtig war und ist uns, die Kooperation mit der Schule weiterzuführen.

Wie kam diese zustande?

Kathrin Knospe: Aus einem Leidensdruck heraus. Unsere Nachbarn an der Schule beschwerten sich über Kaugummipapier, Klingelstreichle und die Lautstärke unserer Schüler/innen nicht nur bei uns, sondern auch bei der Geschäftsstelle der Wohnungsbaugenossenschaft. Diese kam dann auf uns zu und wir beratschlagten gemeinsam, wie wir die Probleme lösen können. Als erstes machten wir mit den Zehntklässlern eine Reinigungsaktion. Die hat mittlerweile zum Ende jeden Schuljahres Tradition. Darauf hat dann alles andere aufgebaut. Zum Beispiel gab es mal eine Hauswirtschaftsgruppe, die eine Zeitlang für ältere Mieter die Treppenreinigung übernommen hat oder kleine Einkäufe erledigt haben. Wir bekamen dann regelmäßig Dankschreiben der Mieter.

Ab wann kam dann die Wohnungsbaugenossenschaft als Kooperationspartner für die Praxistage ins Spiel?

Kathrin Knospe: Da muss ich etwas ausholen: Parallel zum Praxistag entwickelten wir einen „Lebenspraktischen Tag“ für die Jahrgangsstufen 9 und 10. Ich glaube, wir waren damals eine der ersten mit dieser Idee in Brandenburg. Inhalte waren z. B: „Mein erstes Geld“, „Mein erstes Kind“ und eben auch „Meine erste Wohnung“. Immer arbeiteten wir mit externen Fachkräften zusammen, beim letzten Beispiel dann mit der Wohnungsbaugenossenschaft, weil es auch darum ging, Mietverträge zu lesen und zu verstehen, welche Rechte und Pflichten man da hat. Die



Die Schulleiterin der Clara-Zetkin-Schule in Strausberg, Kathrin Knospe und der technische Vorstand der Wohnungsbaugenossenschaft „Aufbau“, Frank Wessel

Handwerker der Genossenschaft zeigten den Schülerinnen und Schülern aber auch, wie man selbst ein Schloss oder einen Traps wechselt. Das kam bei den Schüler/innen alles sehr gut an und hat uns als Lehrkräfte gezeigt, dass, je mehr lebenspraktische Dinge wir in den Unterricht einbauen, desto besser können wir die Schüler/innen erreichen und abholen.

Herr Wessel, und Sie haben mittlerweile soviel Vertrauen, dass Sie ohne Sorgen den Schlüssel übergeben?

Frank Wessel: Durchaus. Wir haben ja gegenseitig festgestellt, dass wir uns vertrauen können. Und wenn wir als Unternehmen jungen Menschen helfen können, in einigen Dingen bewusster und besser gewappnet durchs Leben zu gehen, dann machen wir das doch. Ich finde, wenn man es schon etwas schwerer hat mit dem Lernen, dann hilft es doch, die Dinge aus dem Unterricht in der Praxis in Verbindung zu bringen, um es besser zu verstehen. Manch einer denkt, wozu soll ich im Unterricht eine Fläche berechnen. Wenn man dann in einer Wohnung steht und die benötigte Tapete ausrechnen muss, wird klar, wozu der Unterricht gut ist.

Frau Knospe, wie sehen die weiteren Praktikumskooperationen mit Betrieben und Ihrer Schule aus?

Kathrin Knospe: Wir gehen den Weg, dass sich alle Schüler/innen selbst um einen Praktikumsplatz kümmern müssen. Da wir ein riesiges Einzugsgebiet und kooperationsbereite Unternehmen haben, gelingt es allen, einen entsprechenden Platz zu erhalten. Wer keinen findet, dem helfen wir durch unser Netzwerk. Ist das Praktikum dann absolviert, gehen wir aber noch einen Schritt weiter. Ab Jahrgangsstufe 10 haben die Schüler/innen die Möglichkeit, einen Tag pro Woche im Praktikumsunternehmen zu verbringen, um Betrieb, Abläufe und Beruf noch besser kennen zu lernen. Daraus entstehen öfter Lehrverträge. Und darum geht's doch.

Wer kümmert sich um das alles an Ihrer Schule?

Kathrin Knospe: Wir machen das im Team. Als Arbeitsgruppe 9 und 10 beraten wir gemeinsam, setzen Schwerpunkte und besprechen, wie wir das dann umsetzen möchten. Dennoch gibt es eine Kollegin, die extra für die berufsbegleitenden Maßnahmen verantwortlich ist.

Die Klassen 7 und 8 bleiben außen vor?

Kathrin Knospe: Nein, wir fangen mit der Berufsorientierung in der 7. Klasse mit der Potentialanalyse an. Als erstes gehen die Schüler/innen jedoch in die Agentur für Arbeit und lernen ihre Reha-Beraterin kennen. Sie haben da also den ersten Kontakt zu der Person, die sie bis zum Ende der Berufsausbildung begleiten wird. In der 8. Klasse geht es dann mit den Werkstatttagen weiter.

Apropos Werkstatt: Ihr Nachbarschafts- und Kooperationsverhältnis zur Wohnungsbaugenossenschaft soll ja mittlerweile so gut sein, dass sie gemeinsam in der Adventszeit basteln?

Kathrin Knospe: Ja, das stimmt. Jeden Mittwoch vor dem ersten Advent treffen wir uns nebenan und basteln alle gemeinsam Adventsgestecke. Das hätte ich mir so auch wirklich nicht träumen lassen. Aber es zeigt mal wieder: Wenn man gemeinsam an einer Sache arbeitet, entsteht Vertrauen und gegenseitige Wertschätzung. ■



Das Übergansmanagement ist eine Bündelung von Aktivitäten verschiedener Akteure, um den Einstieg junger Menschen in das Erwerbsleben erfolgreich zu gestalten. Dabei gilt es zwei Sichtweisen zu unterscheiden. Die individuelle Perspektive, welche das selbstständige Handeln Jugendlicher im Kontext der Berufsorientierung und der Einmündung in das Ausbildungssystem umfasst und die Unterstützung durch das strukturierte und koordinierende Vorgehen verschiedenster Institutionen und Expertinnen und Experten, wie bspw. Schule, Bildungsanbieter oder der Agentur für Arbeit. Oberstes Ziel ist die Optimierung der Schnittstellen zwischen den unterschiedlichen Akteuren, um eingesetzte Ressourcen effektiv zu nutzen und unnötige Verzögerungen in den Berufsbiografien junger Menschen zu reduzieren.

Dieser Prozess wird durch politische Regelungen eingefasst. Die Landesstrategie zur Berufs- und Studienorientierung Brandenburg gibt den Handlungsrahmen für die individuelle, praxisorientierte und systematische Berufs- und Studienorientierung vor. Die praktische Umsetzung ist in der Verwaltungsvorschrift zur Umsetzung der Berufs- und Studienorientierung geregelt.

Grundvoraussetzung für das zielgerichtete Einmünden Jugendlicher in die Erwerbstätigkeit ist die Entwicklung von Berufswahlkompetenz. Diese Fähigkeit wird geformt durch das erfolgreiche Durchlaufen der Phasen: Einstimmen, Erkunden, Entscheiden und Realisieren.

Hier stehen die Vermittlung verschiedener Wissensinhalte und Kompetenzen im Mittelpunkt. Wie bereits oben erwähnt, ist am Gesamtprozess ein umfangreiches Netzwerk beteiligt.

Die Agentur für Arbeit ist als staatliche Institution mit der Umsetzung politischer Leitideen betraut und unmittelbar für die Berufsorientierung an den Schulen zuständig. Zudem nehmen die Beratungsfachkräfte der Agenturen eine zentrale Rolle bei der Einführung in die Arbeit mit dem Berufswahlpass, einer Materialsammlung, die den Prozess der Berufsorientierung strukturiert und

nachhaltig unterstützt, ein. Darüber hinaus begleitet die Berufsberatung ab Klassenstufe 9 jede Schülerin und jeden Schüler durch Beratungsangebote gezielt bei der Suche nach dem Traumberuf. Die Kammern, wie Industrie- und Handelskammer bzw. Handwerkskammer, bündeln die Aktivitäten für die Gewinnung neuer Fachkräfte in den unterschiedlichsten Beschäftigungsbereichen ihrer Mitglieder.

Daneben ist es auch regionalen Betrieben freigestellt sich selbst um die Akquirierung von Auszubildenden zu kümmern. Durch den ansteigenden Fachkräftebedarf nimmt das Interesse von Partnern aus diesem Bereich stetig zu. Ziel ist es, zukünftige Fachkräfte zu gewinnen, die bereits über Grundkenntnisse in den jeweiligen Berufszweigen verfügen.

Aufgrund der Schulpflicht bieten sich der Institution Schule vielfältige Gelegenheiten, um möglichst alle Schülerinnen und Schüler in ihrer beruflichen Orientierung zu unterstützen. Stellvertretend seien an dieser Stelle der Abschluss von Kooperationsvereinbarungen zwischen Schulen und regionalen Betrieben und die Teilnahme an Förderprogrammen, wie das Projekt Initiative Sekundarstufe I, genannt.

Um sämtliche schuleigenen Aktivitäten in der Vorbereitung der Schülerinnen und Schüler auf die Anforderungen des Erwerbslebens in die Öffentlichkeit zu kommunizieren, können Schulen an der Zertifizierungsmaßnahme Schulen mit hervorragender Berufsorientierung teilnehmen. Derzeit tragen 105 Schulen mit unterschiedlichen Bildungsabschlüssen im Land Brandenburg dieses Prädikat.

Nicht zuletzt leisten Eltern einen wichtigen Beitrag, um die Berufsorientierung ihrer Kinder zu unterstützen. Durch individuelle Gespräche oder Einblicke in ihre Berufsbiografien können sie ebenfalls realistische Kenntnisse vermitteln.

Quellen:

<https://www.bibb.de/de/683.php>

<https://www.ueberaus.de/wws/dossier-uebergansmanagement.php>

https://www.netzwerkzukunft.de/wp-content/uploads/2019/09/Siegel_Publikation_2019_alleSchulen.pdf

Netzwerk Zukunft. Schule + Wirtschaft für Brandenburg: Aufbau tragfähiger Kooperationsstrukturen mit externen Partnern.

Übergangsmanagement am Beispiel Oberschule „Ulrich von Hutten“ in Frankfurt (Oder)



Die größte Schule der Stadt Frankfurt (Oder), die Oberschule „Ulrich von Hutten“, hat in den Klassenstufen 7 bis 10 die Berufsorientierung als festen Bestandteil in den Lehrplan aufgenommen, damit die jungen Menschen nach dem Schulabschluss eigene Entscheidungen bezüglich ihres Berufs treffen können. Deshalb wird möglichst viel fächerübergreifend gearbeitet. Eine wichtige Rolle im Management des Übergangs von der Schule in den Beruf spielen die Kooperationspartner der Schule. Zum Gespräch in großer Runde kamen Marion Jungmann (Berufsberatungszentrum der Agentur für Arbeit (BiZ)), Jens Liebelt (ArcelorMittal), Petra Schröter (Jahrgangsheiterin 8. Klasse, Mathe, WAT), Rainer Nicolai (verantwortlich für Berufs- und Studienorientierung) sowie der INISEK-Verantwortlichen der Hutten-Oberschule Silke Grüneberg (WAT, Darstellendes Spiel und Produktives Lernen):

Rainer Nicolai, in Ihrer Schule wird verstärkt auf das Praxislernen Wert gelegt. Wenn möglich, verknüpfen Sie und die Kolleginnen und Kollegen die berufsbezogenen Themen mit den Unterrichtsthemen. Wie sieht es jedoch in der Praxis aus? Wie finden Ihre Schüler/innen ihre Praktikumsplätze?

Rainer Nicolai: Wir haben in einer Datenbank ca. 1.000 Unternehmen aufgeführt, aus denen die Schüler/innen ihren Praktikumsbetrieb wählen können. Diese Fülle hat eine Vorgeschichte mit meiner Person. Ich war ungefähr 20 Jahre lang in der Region Frankfurt (Oder) für das Praxislernen an allen Schulen zuständig. Dabei habe ich Kontakte zwischen Schulamt, Wirtschaft und Schulen hergestellt und diese dann auch betreut. Für die ersten Praktika in der 8. Klasse geben wir jedoch drei Partner vor, die 12 Berufsfelder anbieten.

Welche Berufsfelder sind das?

Rainer Nicolai: Angeboten werden Holzbearbeitung, Bautechnik, Hauswirtschaft, Gesundheit/Ernährung, IT-Technik, Medien, Verkauf, Verwaltung, Wirtschaft, Friseur, Kosmetik und Elektrotechnik. Daraus wählt jede Schülerin und jeder Schüler drei Berufsfelder aus.

Gibt es bestimmte Kriterien, die ein Unternehmen erfüllen muss, um es auf Ihre Liste zu schaffen und als Praktikumsbetrieb akzeptiert zu werden?

Rainer Nicolai: Die Betriebe sollten ausbilden und eine personelle Struktur haben, die es erlaubt, unsere Schüler/innen kontinuierlich zu betreuen und zu begleiten.

Welche Instrumente nutzen Sie an Ihrer Schule, um den Schülerinnen und Schülern die Berufe näherzubringen?

Rainer Nicolai: Unsere Schüler/innen der Klassen 9 und 10 gehen jährlich mindestens einmal zum Berufsinformationszentrum der Agentur für Arbeit. Teilweise machen wir das auch schon mit den 8. Klassen. Bereits in Klasse 7 wird den Schülerinnen und Schülern unsere Berufsberaterin Marion Jungmann vorgestellt und der Berufswahlpass übergeben. Daneben nutzen wir den Zukunftstag, bei dem wir mit einer gewissen Anzahl von Schülerinnen und Schülern unsere Kooperationsbetriebe besuchen. Wer da nicht mitfährt, ist angehalten, im elterlichen Betrieb oder anhand unserer Datenbank zu schauen, welcher Betrieb kennengelernt werden möchte. Darüber hinaus laden wir Auszubildende ein, um ihren Beruf vorzustellen und nehmen an der „Nacht der Ausbildung“ teil. Wir machen noch vieles mehr, doch das darzustellen, würde hier den Rahmen sprengen.

Jens Liebelt, Sie sind Ausbildungsleiter bei ArcelorMittal. Mit der Hutten-Schule gibt es eine Kooperationsvereinbarung. Kommen Ihre Jugendlichen auch an die Schule, um ihre Ausbildung vorzustellen?



Jens Liebelt: In schöner Regelmäßigkeit, ja. Der Vorteil ist, dass sie altersmäßig nicht weit weg sind von den Schülerinnen und Schülern und sich so auf einer Ebene verständigen können. Die Jugendlichen machen hier eine Präsentation, haben Informationsmaterial mit und beantworten die vielen Fragen der Schüler/innen zur Ausbildung bei ArcelorMittal. Dieses Projekt haben wir gestartet, als wir die Kooperationsvereinbarung mit der Schule geschlossen haben.

Rainer Nicolai: Sie besprechen auch verschiedene andere Themen miteinander, zum Beispiel wie die Bewerbungsphase war, worauf man da achten und wie das Zeugnis aussehen sollte. Zusätzlich werden probenhalber verschiedene Einstellungstest durchgeführt.

Mit wem haben Sie außerdem Kooperationsvereinbarungen?

Silke Grüneberg: Mit einem Seniorenheim haben wir ebenfalls einen Kooperationsvertrag geschlossen. Eine Kollegin besucht mit ihrer Klasse regelmäßig das Seniorenheim und führt mit den Bewohnerinnen und Bewohnern Aktionen wie Backen, Vorlesen und Spielen durch. Das funktioniert so gut, dass es mittlerweile ein weiteres Seniorenheim gibt, welches mit uns kooperieren möchte. Diese Kooperation ist auch im Hinblick auf unser Sozialpraktikum in Klasse 9 wertvoll, weil in der 9. Klasse alle Schüler/innen angehalten sind, ein 14-tägiges Praktikum im sozialen Bereich zu machen. Für die, die das allerdings partout nicht mitmachen wollen, haben wir parallel ein Technik-Praktikum für die MINT-Fächer eingerichtet.

Petra Schröter: Mit dem Sozialpraktikum verfolgen wir den Ansatz, dass jede und jeder, auch wenn später nicht in diesem Bereich gearbeitet wird, sich mit sozialen Themen beschäftigen sollte, um Berührungängste und Vorurteile abzubauen und in-

dividuelle soziale Kompetenzen zu stärken. Im sozialen Bereich arbeiten wir, neben dem Seniorenheim, mit einem Hospiz, mit Kitas, mit Pflegediensten und dem Krankenhaus zusammen. Innerhalb dieser Bereiche können die Schüler/innen wählen, müssen sich aber selbst darum kümmern. Insgesamt haben wir im Durchschnitt 5-6 fest unterschriebene Kooperationsvereinbarungen mit Partnern, auf die wir uns jederzeit verlassen können.

Rainer Nicolai: In Planung ist auch immer einiges, wobei sich ab und an gewünschte Kooperationen nicht einstellen, da schlicht und einfach die Ansprechpartner im Unternehmen wechseln und dann andere Prioritäten gesetzt werden. Des Weiteren gibt es regelmäßig von verschiedenen Betrieben die Anfrage, sich bei uns vorzustellen, um Auszubildende zu gewinnen. Dem können wir nicht immer stattgeben, da wir ja auch einen Unterrichtsplan zu erfüllen haben.

Eine Frage in die Runde: Was konkret bringen Ihnen die Kooperationsvereinbarungen?

Petra Schröter: Neben einer kontinuierlichen Arbeit steht die Verlässlichkeit der Partner im Vordergrund. Konkret bedeutet dies, dass wir für unsere Schüler/innen in Bezug auf die Berufsorientierung auf betriebsinterne Strukturen zugreifen dürfen und die Betriebe wiederum sich innerhalb der Schülerschaft nach geeigneten Auszubildenden umsehen können.

Silke Grüneberg: Verlässlichkeit ist ein wichtiger Punkt. So müssen wir nicht jedes Jahr aufs Neue anfangen, sondern können langfristig planen. Das kommt allen zugute. Betriebe, die besonders zuverlässig sind, zeichnen wir übrigens aus.

Jens Liebelt: Für uns geht es in erster Linie um Auszubildende und damit verbunden um die zukünftigen Facharbeiter, die wir benötigen, um die weitere Produktion am Standort zu gewährleisten. Deshalb gehen wir auch gern Kooperationen ein. Die Hutten-Schule ist eine von fünf Schulen, mit denen wir einen Vertrag und intensiven Kontakt haben. Der Vorteil für die Schüler/innen ist ja, dass sie noch in der Schulzeit lernen, was benötigt wird, um eine



Jens Liebelt, Marion Jungmann und Rainer Nicolai (v.l.n.r.)

Ausbildung bei uns anfangen zu können.

Marion Jungmann: Mit den Kooperationsvereinbarungen und den damit verbundenen Aktionen und Projekten werden die Schüler/innen für verschiedene Berufsfelder „aufgeschlossen“. Es ist alles sehr praxisnah, anfassbar und erlebbar – ein großer Vorteil auch für mich in der Berufsberatung, da die Schüler/innen bereits über Erfahrungen und Wissen aus verschiedenen Berufsfeldern verfügen.

Rainer Nicolai: Mit den Vereinbarungen gibt es auch für die Unternehmen die Möglichkeit, Schule mitzuerleben und unsere Nöte, Entwicklungen und Gedanken zu den Themen zu erfahren. Das wiederum ermöglicht dem Unternehmen, die eigene Ausbildung dementsprechend zu modifizieren. Was dann am Ende wieder der Schülerin oder dem Schüler zugutekommt, damit die Ausbildung erfolgreich abgeschlossen werden kann.

In der 10. Klasse wird es an Ihrer Schule sicherlich eine heiße Phase bezüglich der anstehenden Ausbildungsverträge Ihrer Schüler/innen geben. Was wird da getan?

Petra Schröter: Wir haben eine Quote von fast 50 % von Schülerinnen und Schülern, die die Fachoberschulreife erreichen und ans

Oberstufenzentrum gehen. Damit sind schon eine ganze Menge Schüler/innen versorgt. Zusätzlich haben dann auch einige ihre Ausbildungsverträge unterschrieben.

Marion Jungmann: Den Anteil der Schüler/innen, die eine Ausbildung machen möchten, aber noch gar nichts dafür getan haben, nehme ich in die Beratung und versuche sie zu motivieren, eine Ausbildungsstelle anzunehmen. Da wird dann auch klar formuliert, dass das die letzte Gelegenheit ist, einen Ausbildungsplatz zu erhalten. Für mich in der Berufsberatung ist das dann schon die heiße Phase. Die Schüler/innen können dann entweder direkt zu mir in die Beratungsräume kommen, oder ich gehe in die Schule und führe Einzelgespräche.

Nutzt in dieser Phase den Schülerinnen und Schülern die Kooperationsvereinbarung etwas?

Jens Liebelt: Ich bin bei ArcelorMittal auch in dem Ausschuss, der sich die Bewerbungen anschaut. Wenn dann in der Bewerbung Hutten-Schule steht, lade ich die Schülerin oder den Schüler auf jeden Fall zum Test ein. Das bedeutet zwar noch nicht, dass es einen Ausbildungsvertrag gibt, aber ich weiß, dass es eine oder einer „von uns“ ist. Was die jungen Leute dann mit dieser Gelegenheit machen, hängt von jeder und jedem selbst ab. Für alle Bewerber/innen sind unsere Anforderungen gleich. Da drücken wir, trotz Kooperationsvereinbarung, kein Auge zu. Letztendlich muss ich aber sagen, dass ich ganz froh bin, dass wir unsere Vereinbarung mit der Hutten-Schule haben.

Rainer Nicolai: Auch wenn wir viele betriebliche Partner haben, die zuverlässig und aufgeschlossen sind, bleibt das A und O jedoch das Elternhaus. Wenn sich die Eltern nicht bewegen, erreichen wir eben nicht alle Schüler/innen.

Silke Grüneberg: Wir als Schule eröffnen den Eltern ja Perspektiven für ihre Kinder. Mehr kann man nicht tun. Am Ende müssen die Schüler/innen selbst losgehen und sich kümmern. Wir können sie auf diesem Weg mit unseren außerschulischen Partnern unterstützen und begleiten. ■



Die Sachsendorfer Oberschule Cottbus realisiert die Konzepte der Integration und Inklusion, indem Schüler/innen unabhängig von ihrer oder ihrer Eltern Herkunft, dem Einkommen der Eltern oder der Intensität ihres Förderbedarfs zusammen lernen. In der Berufsorientierung wird individuell mit den Lernenden gearbeitet, schildern die Schulleiterin Gerlinde Zickert und die für das Praxislernen verantwortliche Lehrerin Beate Dreßig.

An Ihrer Schule gibt es ganz verschiedene Biografien und Lebensstartpunkte der Schüler/innen. Das Ziel ist jedoch für alle gleich: Die Lernenden dahingehend zu ertüchtigen, dass selbst entschieden werden kann, welcher Ausbildungsberuf gewählt wird. Welche Instrumente nutzen Sie dafür?

Beate Dreßig: Das Praxislernen hier an der Schule gibt es schon viele Jahre, da waren wir eine der ersten überhaupt. Das Konzept haben wir dann Schritt für Schritt weiterentwickelt. In der 9. Klasse haben wir den Praxistag und versuchen die Schüler/innen zu begleiten und vorwärtszubringen, damit sie entsprechend ihren Möglichkeiten und Fähigkeiten eine Ausbildung beginnen können. Um den Ablauf gleichmäßiger gewährleisten zu können, muss manchmal die Zusammensetzung der Klasse geändert werden.

Gerlinde Zickert: Als wir 2003/2004 damit begonnen hatten, haben wir das schulinterne Curriculum so aufgebaut, dass wir von der 7. bis zur 10. Klasse einen roten Faden hatten. Unter dem Aspekt Braunkohle- und Energieerzeugung haben die Schüler/innen mittels Betriebserkundung, Praktika und die Arbeit hier im Hause erfahren, was es heißt, von der Braunkohleförderung über Energieerzeugung bis hin zu regenerativen Energien und Wiederbarmmachung bis hin zum Cottbuser Ostsee das Gesamtbild im Blick zu haben. Der Praxistag entstand durch eine große Runde, in der wir mit den Kammern, mit Berufseinstiegsbegleitern, mit der Agentur für Arbeit und unseren Kolleginnen und Kollegen

gemeinsam beraten haben, was wir machen können. Wir haben starke Partner gefunden und sehr gut zusammengearbeitet. Das muss in Zukunft jedoch wieder etwas intensiver verlaufen.

Los geht es ja für alle, wie überall, in der 7. Klasse mit der Potentialanalyse?

Gerlinde Zickert: Ja, die führen wir selbstverständlich durch. Ich bin jedoch der Meinung, dass es besser wäre, die Potentialanalyse erst in der 8. Klasse durchzuführen, weil sich die Siebtklässler im ersten Schuljahr erst mal finden und an ihrer Schule einrichten sollten.

Der nächste Schritt im Praxislernen ist die Praxis. Wie erleben das die Schüler/innen und auch die Firmen?

Beate Dreßig: Wir erleben, dass es seitens der Schüler/innen Vorfreude darauf gibt. Es gibt allerdings auch Schwierigkeiten, geeignete Unternehmen zu finden, die unserer Idee eines regelmäßigen Praxistags aufgeschlossen gegenüberstehen. Unsere Schüler/innen in Praktika unterzubringen ist kein Problem. Aber die Regelmäßigkeit eines Praxislertages können wir so, wie wir uns das vorstellen, aktuell nicht umsetzen. Auf meinen Weiterbildungen erfahre ich regelmäßig, wie es andere Schulen machen und dass es dort auch hervorragend funktioniert.

Gerlinde Zickert: Ich finde, dass die Unternehmen, ebenso wie wir es sind, in der Pflicht sein sollten, uns auf der Suche nach geeignetem Nachwuchs tatkräftiger zu unterstützen und mehr auf uns zukommen sollten.

Können Sie Ihre erfolgreichen Instrumente der individuellen Berufsorientierung von Schuljahr zu Schuljahr weiternutzen?

Beate Dreßig: Das ist schwierig, da sich die Schülerinnen und Schüler ändern. Keiner ist gleich. Wir schauen jedes mal aufs Neue, was benötigt wird und denken nach, wie wir das umsetzen können. Die Konzepte, die ich vor ein paar Jahren mal geschrieben habe, funktionieren jetzt nicht mehr, so individuell ist es jedes mal aufs Neue.

Das klingt sehr aufwändig. Wie schaffen Sie das?

Beate Dreßig: Durch viel Kraft und Engagement. Neben der Verantwortlichkeit für das Praxislernen an unserer Schule, bin ich ja auch noch Klassenleiterin einer 7. Klasse. Da wird viel Zeit benötigt. Eine personelle Unterstützung wäre da sehr wünschenswert.

Wie sieht das Thema Praxislernen bei Ihnen im Unterricht aus?



Beate Dreßig: Um sich intensiv mit den Möglichkeiten des zukünftigen Berufs auseinanderzusetzen, erstellen wir z. B. Berufsbilder. Dort formulieren die Schüler/innen ihre Vorstellungen und recherchieren auch, wie der tatsächlich Alltag in diesem Beruf aussieht. Hier muss ich aber auch wieder sehr individuell auf die Schüler/innen eingehen. Es gibt ab und an welche, die einfach keine Idee haben. Ich hole sie da ab, wo sie sind.

Was machen Sie dann?

Beate Dreßig: Zeit nehmen und die Schüler/innen dazu animieren, das Erlebte des Praktikums aufzuzeigen. Auch wenn dann einige unsicher sind, ob sie diesen Beruf später ausüben möchten, finde ich es dennoch wichtig, sich damit auseinanderzusetzen, was später nicht gewollt ist, um anschließend daraufzukommen, was eigentlich gewollt ist. Da entstehen durchaus lebhaft Diskussionen der Schüler/innen untereinander. Und sie helfen sich auch selbst weiter. Das berührt mich jedes Mal, wenn sie untereinander ihre Praktikumsplätze tauschen, weil sie feststellen, dass der Platz, den der oder die andere hat, besser zu einem selbst passen würde.

Begleiten Sie die Schüler/innen während des Praxistages?

Beate Dreßig: Immer mittwochs bin ich mit dabei und schaue mir alles vor Ort an. Dafür habe ich 2 Stunden. Das könnte mehr sein, um noch intensiver und detaillierter unterstützen zu können, um mich mit den Bildungsgesellschaften austauschen zu können. Es ist zwar schwierig, aber notwendig. Ab und an passieren auch Sachen, an die im Vorfeld nicht gedacht wurde, da heißt es dann, flexibel zu sein.

Zum Beispiel?

Beate Dreßig: Wir hatten zwei Mädchen, die unbedingt Metall bearbeiten wollten. Sie wollten feilen und sägen und an die Drehmaschine. Das ging dann aber nicht, weil die Kopftücher der Mädchen bei diesen Arbeiten aus Sicherheitsgründen nicht getragen werden durften. Da müssen schnell Lösungen gefunden und umgeplant werden. Das ist aber dann mein „Tagesgeschäft“: Eine individuelle Lösung für einen individuellen Menschen finden, um ans Ziel zu kommen.

Nutzen Sie externe Angebote, um den Schülern und Schülerinnen zu zeigen, welche beruflichen Möglichkeiten es gibt?

Beate Dreßig: Sehr oft. Wenn hier in der Gegend etwas angeboten wird, nutzen wir das. Zum Beispiel Berufsbildungsmessen, Tage der offenen Tür in Unternehmen oder auch den Besuch von Infotrucks, wo ganz viel ausprobiert werden kann.

Gerlinde Zickert: Wir nutzen aber auch schulinterne Veranstaltungen, wie z. B. den Wandertag, um mit der gesamten Klasse auf berufsbezogene Entdeckungstour zu gehen.

Erfahren Sie Unterstützung von den Eltern?

Gerlinde Zickert: Das könnte mehr sein. Einige Eltern vertreten den Standpunkt, dass sich auch bei der Berufsorientierung ausschließlich die Schule zu kümmern hat. Sie finden zwar gut, was und wie wir es machen, aber unterstützen wollen sie kaum. Das merken wir dann auch bei den Schülern und Schülerinnen, die sich mit dem Finden von Praktikumsplätzen etwas schwertun.

Beate Dreßig: Wir haben allerdings auch Eltern, die fragen, wo sie helfen können. Aber bei weitem eben nicht der Großteil.

Wie müsste es sein, damit Sie die individuelle Berufsorientierung so umsetzen können, wie Sie es sich vorstellen?

Beate Dreßig: Das ist wie überall. Zeit und Geld sind die knappsten Ressourcen. Davon jeweils ein bisschen mehr und 1-2 Ideengeber, dann könnten wir sicher noch viel individueller auf die Schüler/innen eingehen.

Gerlinde Zickert: Ich würde mir wünschen, dass sich alle Beteiligten noch mehr engagieren würden. Das fehlt mir ein bisschen und liegt sicherlich auch an Zeit und Geld. Die Aufgaben hier sind sehr vielschichtig und es ist zwar einiges, aber nicht alles mit Idealismus zu schaffen. ■



Berufs- und Studienorientierung

Jahrgangsstufe 10

Arbeit mit dem Berufswahlpass	Berufs- und Studienberatung	Berufspraktikum	Projektwoche	Studienorientierung	Besuch Ausbildungsmesse	Maßnahme
Schule	Berufsberater/in	Schule, Betriebe	Schule	Berufsberater/in	Schule	verantwortlich

Jahrgangsstufe 9

Arbeit mit dem Berufswahlpass	Praxislertage	Zukunftstag	Erstellung Bewerbungsunterlagen	Elternversammlung mit Berufsberater/in	Arbeit mit Berufsberater/in	Maßnahme
Schule	Schule, Betriebe	Schule, Betriebe	Schule, Kooperationspartner	Schule, Berufsberater/in	Berufsberater/in	verantwortlich

Jahrgangsstufe 8

Arbeit mit dem Berufswahlpass	Besuch im Berufsinformationszentrum (BiZ)	Potenzialanalyse	Betriebspraktikum	Maßnahme
Schule	Schule, BiZ	Kooperationspartner	Schule	verantwortlich

Jahrgangsstufe 7

Einführung und Arbeit mit dem Berufswahlpass	Sozial- und Kompetenztraining	Potenzialanalyse	"Komm auf Tour"	Maßnahme
Schule	Kooperationspartner	Kooperationspartner	Kooperationspartner	verantwortlich



Andrea Dietrich und Evelyn Mehnert, beide Lehrerinnen für Mathematik, Naturwissenschaften, Informatik und für den gesamten Ablauf des Praxislernens an dem Elsterschulzentrum Elsterwerda verantwortlich, erläutern, wie es an ihrer Schule gelingt, den Prozess von der Potentialanalyse zur individuellen Berufsorientierung der Schüler/innen zu gestalten:

Die Potentialanalyse in der 7. Klasse ist der Beginn des mehrjährigen Berufsorientierungsprozesses für die Schüler/innen. Welche Möglichkeiten dafür nutzen Sie?

Evelyn Mehnert: Zwei Jahre haben wir die Potentialanalyse hier selbst durchgeführt. Seit ein paar Jahren haben wir einen externen Partner, zu dem die Schüler gehen, sich also in ein außerschulisches Umfeld begeben. Das ist uns sehr wichtig.

Wie läuft das ab?

Andrea Dietrich: Für eine Klasse ist immer ein Tag vorgesehen. Die Schüler/innen durchlaufen verschiedene Stationen und werden dabei von Fachkräften begutachtet und eingeschätzt.

Evelyn Mehnert: Es wird anhand von Übungen geschaut, wie ausgeprägt zum Beispiel die Teamfähigkeit und das Kooperationsverhalten der jeweiligen Schüler/innen ist. Nachdem die Klassen in Gruppen aufgeteilt wurden, haben sie gemeinsame Aufgabe zu lösen. Unter anderem den „Turm aus Papier“ bauen oder den „Eierfall“ so zu konstruieren, dass das Ei ganz bleibt, wenn es gefallen ist.

Andrea Dietrich: Im Bereich der Pflege beschäftigen sie sich mit einem Rollstuhl und einer zu pflegenden Person; setzen diese in

den Rollstuhl, ziehen sie an. Und es wird geschaut, wie die Schüler/innen mit dieser Person kommunizieren.

Evelyn Mehnert: Na, und viel Schriftliches ist auszufüllen, zum Beispiel welche Qualifikationen man selbst hat und wie man sich selbst einschätzt. Am Ende ergibt das alles ein Bild davon, was man mit diesen Ergebnissen, Einschätzungen und Fähigkeiten werden könnte. Das wird für jede Schülerin und jeden Schüler ganz individuell gemacht.

Werden die Berufsvorschläge von den Schülern und Schülerinnen dann auch gleich übernommen? Und es wird nach den entsprechenden Praktika geschaut?

Andrea Dietrich: Die Potentialanalyse ist ja nur ein Teil der Aktivitäten in der 7. Klasse. Unsere Schüler/innen nehmen unter anderem bis zur 9. Klasse freiwillig am bundesweiten „Zukunftstag“ teil, an dem sie in die elterlichen Betriebe gehen können oder sich allein einen Betrieb suchen, um diesen kennenzulernen. Das Praxislernen in Klasse 8 findet zwei Wochen lang an zehn Tagen statt. Dann arbeiten die Schüler/innen in verschiedenen Berufen. Ich glaube, erst danach wird der Punkt getroffen, an dem anhand der gemachten individuellen Erfahrungen langsam klar wird, in welche berufliche Richtung es gehen könnte, und sich ein eigenes Bild für das Praktikum in Klasse 9 gemacht wird. Hilfreich ist hier sicher auch die Berufsberatungswoche im Januar. Um die Herbstferien in der 10. Klasse herum gibt es ein zweites, ebenfalls zweiwöchiges, Praktikum. Dies ist dann erfahrungsgemäß in dem Beruf, der später anvisiert wird.

Sind Sie bei der Auswertung der Ergebnisse der Potentialanalyse der einzelnen Schüler/innen dabei?

Evelyn Mehnert: Nein. Wir sind ja im Unterricht gebunden, haben aber zwei Fachkräfte, die das komplett mit den Schülern und Schülerinnen durchführen. Außerdem dürfen, bei der jeweils ca. 30-minütigen Auswertung für die einzelnen Schüler/innen, die Eltern dabei sein.



Modelle aus der Potentialanalyse der 7. Klasse

In der 7. Klasse wird auch angefangen, den Berufswahlpass für jede Schülerin und jeden Schüler zu führen. Wie ist der Ablauf an Ihrer Schule?

Andrea Dietrich: Los geht's Anfang der 7. Klasse mit dem „Komm auf Tour“-Projekt. Da werden auch Stationen abgearbeitet, deren Ergebnisse im Prinzip als Anfang in den Berufswahlpass hineinkommen. Dazu die Infos vom „Zukunftstag“, und wir füllen schon die ersten Seiten aus. In der 8. Klasse werden wir mit den persönlichen Stärken und Fähigkeiten auch mit diesem Hefter arbeiten, wo dann nach und nach bis zur Klasse 10 so viel wie möglich abgearbeitet wird. Aber: Wir haben ja im WAT-Unterricht auch noch andere Themen neben der Berufsorientierung. Von allem, was im Laufe der vier Jahre bei uns hier an der Schule gemacht wird, auch von der Projektwoche in Klasse 9, werden die Inhalte, die persönlich für die Schülerin oder den Schüler sind, dort mit abgeheftet. Am Ende sind dann auch die Dinge darin, die für die Bewerbungen notwendig sind, wie zum Beispiel Beurteilungen der Praktikumsstellen oder auch Zertifikate und Zeugnisse, die sie zusätzlich erworben haben.

Wie sieht es konkret in der 8. Klasse mit dem Praxislernen aus?

Evelyn Mehnert: Speziell dann bietet das Praxislernen unseren Schülern und Schülerinnen sehr viele Möglichkeiten. Wir haben fünf verschiedene Richtungen zur Verfügung, in denen sie sich ausprobieren können. Die Möglichkeiten sind: Holzbearbeitung, Metallverarbeitung, Pflegedienst, Hotel- und Gaststättengewerbe und Kunststoff. Das ist sehr schön gestreut, und alle Schüler/innen haben alle fünf Kategorien auszuprobieren. Wir wechseln mit den fünf Gruppen alle zwei Tage die Angebote. Da können die Schüler/innen viel reinschnuppern. Ich denke, das hilft ganz schön bei der Berufsorientierung.

Andrea Dietrich: Selbst die Belastung am Arbeitsplatz ist für die Schüler/innen dann gut zu erfahren. Wie sieht es zum Beispiel aus, wenn ich den ganzen Tag in der Werkstatt stehe und arbeite. Halte ich das körperlich aus?

Gibt es ein Feedback der Schüler/innen bezüglich dieses langjährigen Prozesses?

Evelyn Mehnert: Direkt vom Anbieter bekommen wir kein fertiges Muster. Wir machen allerdings eine selbst gestaltete Feedback-Befragung direkt nach dem Praxislernen, wo uns die Schüler/innen individuell eine Rückmeldung geben können. Bisher ist alles positiv. Und auch viele Gespräche zwischen Lehrern und Schülern finden nachträglich statt.

Andrea Dietrich: Wenn wir sehen, dass wir etwas für die zukünftigen Jahrgänge verändern müssen, wird das selbstverständlich gemacht. ■



Zum Thema individuelle Berufsorientierung besitzt die ehemalige Pestalozzi-Förderschule in Cottbus eine Menge wertvoller Erfahrungen, die sie nun im Übergangsprozess zur Schmallwitzer Oberschule einbringen kann. Wir sprachen mit dem Schulleiter Rainer Brüning sowie mit zwei Schülern der 9. Klasse, Leon Hambeck und Nico Kneffel.

Herr Brüning, ein Schwerpunkt an Ihrer Schule ist, dass Ihre Schüler/innen sehr individuell sind. Welche Strategie haben Sie entwickelt, um punktgenau auf die Möglichkeiten der Schüler/innen eingehen zu können?

Rainer Brüning: Unsere Schüler/innen bekommen in der 7. Klasse ihren Berufswahlpass. Dort hinein kommen unter anderem alle Zertifikate, die in der schulischen Laufbahn errungen werden können. Die individuellen Fähigkeiten definieren wir anhand der Potentialanalyse in Klasse 7 und fördern sie entsprechend. Im Praktikumszeitraum erhalten wir dann das Feedback der Betriebe sowie der aufsuchenden Klassenleitenden und werten das alles aus. Parallel beziehen wir in diesen Prozess die Eltern mit ein und beraten, wo und wie wir für den Einzelnen oder die Einzelne wirksam aktivwerden können. Dieses gemeinsame Vorgehen ist uns ganz wichtig. Oft ist da unser Berufseinstiegsbegleiter dabei.

Erhalten Ihre Schüler/innen vom Praxisbetrieb neben einer Benotung ein individuelles Feedback?

Rainer Brüning: Da finde ich unsere Praktikumsbetriebe ganz großartig. Sie nehmen sich überdurchschnittlich viel Zeit für unsere Schüler/innen und sagen auch ganz offen, in welchen Bereichen sich der Schüler oder die Schülerin mehr anstrengen muss, um den individuellen Berufswunsch auch umsetzen zu können. Das hat richtig viel Wirkung auf die Schüler/innen, wenn so ein Feedback direkt aus der Praxis kommt.

In welchem Umfang absolvieren Ihre Schüler/innen ihre Praktika?

Rainer Brüning: Wie eingangs erwähnt, transformieren wir uns aktuell von einer Förderschule zu einer Oberschule. Momentan ist es noch so, dass die 9. Klassen zwei Mal für zwei Wochen zum Praktikum gehen. Und in der 10. Klasse ist jeden Mittwoch der Praxistag. Es ist uns ein wichtiges Anliegen, dass sich die Betriebe mit unseren Schülerinnen und Schülern vertraut machen und die Stärken erkennen, um dann einen Ausbildungsvertrag zu vergeben. Daher werden wir es wohl in Zukunft auch so beibehalten.

Welche Praxislernaufgaben werden an Ihrer Schule gestellt?

Rainer Brüning: Die beiden Schüler, mit denen wir gleich sprechen werden, haben im Betrieb ihre Aufgaben gestellt bekommen. Die sinnvolle Ergänzung ist selbstverständlich, wenn der Fachunterricht hier an der Schule aktiv wird und die Aufgaben mitgibt. Es funktioniert bei uns aber auch andersherum: Wenn sich anhand der gestellten Praktikumsaufgaben eine Benotung für ein entsprechendes Fach herleiten lässt, machen wir das. Oder, wenn der Praktikumsbetrieb Defizite unserer Schüler/innen feststellt, lässt er es uns wissen und wir können im Fachunterricht darauf eingehen. Abgesehen davon, bieten wir an der Schule zusätzliche praxistaugliche Möglichkeiten an.

Welche zusätzlichen Möglichkeiten sind das?

Rainer Brüning: Es gibt im Hinblick auf die Ganztagsbetreuung verschiedene Inhalte, die sich die Schüler/innen aussuchen können. Wir haben die Hauswirtschaftslehre, den Schulgarten, das Malern und das Töpfern. Das geschieht eng verknüpft mit dem Unterricht. Töpfern tangiert zum Beispiel den Kunstunterricht. In diesen zusätzlichen Angeboten arbeiten wir mit fächerübergreifenden Praxislernaufgaben, wo letztendlich eine direkte Kommunikation zwischen Unterrichtsfach und Arbeitsgemeinschaft stattfindet.

Wie funktioniert an Ihrer Schule das Wissensmanagement im Hinblick auf die zu stellenden Praxislernaufgaben und auch auf die Kooperation mit den Praxislern-Betrieben?

Rainer Brüning: In unserer Gruppe „Schulentwicklung/Schulprogramm“ tauschen wir uns regelmäßig auch zu diesen Themen aus und entwickeln gemeinsam die Strategie.

Welche weitere Unterstützung holen Sie sich?

Rainer Brüning: Unser Berufseinstiegsbegleiter, der hier an der Schule und für die Schüler/innen direkt ansprechbar ist, ist eine



ganz wichtige Unterstützung für uns. Er nimmt gerade im Berufsberatungsprozess eine ganz wichtige Rolle ein. Unser Berufseinstiegsbegleiter informiert sich für jeden Lernenden einzeln darüber, welcher Abschluss möglich und realistisch ist und fährt zu den Eltern, um dies gemeinsam zu besprechen. Auch unterstützt er uns bei der Betriebssuche.

Leon und Nico, welche Aufgaben habt ihr während eurer Werkstatttage umgesetzt?

Leon Hambeck: Während der Werkstatttage in der 8. Klasse haben wir aus Holz zwei Kisten gebaut. So richtig mit Maß nehmen, sägen, feilen, verschrauben und verleimen.

Nico Kneffel: Es waren eine große und eine kleine Kiste. Aber wir haben noch viel mehr in der Werkstatt gemacht.

Was zum Beispiel?

Nico Kneffel: Wir haben in den Bereichen Kosmetik, Holz, Elektro, Metall und Sanitär gearbeitet. Im Sanitärbereich haben wir einen Würfel aus Kunststoff zusammengeschweißt.

Leon Hambeck: Aus Metall haben wir einen Briefbeschwerer gemacht. Da mussten wir auch wieder bohren, sägen und feilen.

Nico Kneffel: Und wir haben aus Metall einen Schlüsselanhänger gefertigt. Den habe ich immer dabei.

Leon Hambeck: Bei Elektro haben wir gelötet und einen Batterietester gebaut. Das hat richtig Spaß gemacht.

Wie habt ihr das dann im Unterricht ausgewertet?

Leon Hambeck: Wir haben unsere Noten besprochen und wie wir uns benommen haben und so.

Habt ihr jetzt für die 9. Klasse schon eure Praktikumsbetriebe gefunden?

Leon Hambeck: Ja. Ich bin in einer LKW- und PKW-Werkstatt. Mein erstes Praktikum habe ich in einer Agrargenossenschaft gemacht. Da hatte ich mit Tieren und in der Pflanzenproduktion zu tun. In diesem Zeitraum war ich übrigens bei zwei Kälbergeburten dabei.

Nico Kneffel: Mein erstes Praktikum hatte ich bei einem Bauhof. Jetzt geht es zum Hoch- und Tiefbau. Und bei unseren Kühen zuhause war ich auch schon bei einer Geburt dabei.

Steht für euch schon fest, was ihr später beruflich machen wollt?

Nico Kneffel: Hoch- und Tiefbau oder Landwirtschaft.

Leon Hambeck: Tiefladerfahrer.

Ganz zum Anfang eurer Berufsorientierung gab es in der 7. Klasse die Potentialanalyse. Wie ging das bei euch vonstatten?

Leon Hambeck: Wir waren in Gruppen aufgeteilt und haben verschiedene Sachen gemacht, wie zum Beispiel mit einer kleinen Gruppe auf einem Teppich stehen und diesen dann, ohne ihn zu verlassen, versuchen umzudrehen. Das haben wir leider nur zur Hälfte geschafft.

In der 6. Klasse habt ihr ja bestimmt eine Vorstellung davon gehabt, was ihr später mal werden wollt. Mittlerweile habt ihr viel ausprobiert und erlebt. Sind eure beruflichen Vorstellungen immer noch gleich?

Nico Kneffel: Bei mir war es zum Anfang Straßenbau und Landwirtschaft und das bleibt jetzt auch so.

Leon Hambeck: Ich werde später wohl auch das tun, was ich mir damals schon so gedacht habe.

Was sagen eure Eltern zu euren Berufswünschen?

Nico Kneffel: Meine Eltern finden das gut.

Leon Hambeck: Bei mir ist es so, dass sie schon gern wollen, dass ich bei der Landwirtschaft bleibe, obwohl ich gern Tiefladerfahrer werden möchte. Aber am meisten reizen mich Traktoren. ■

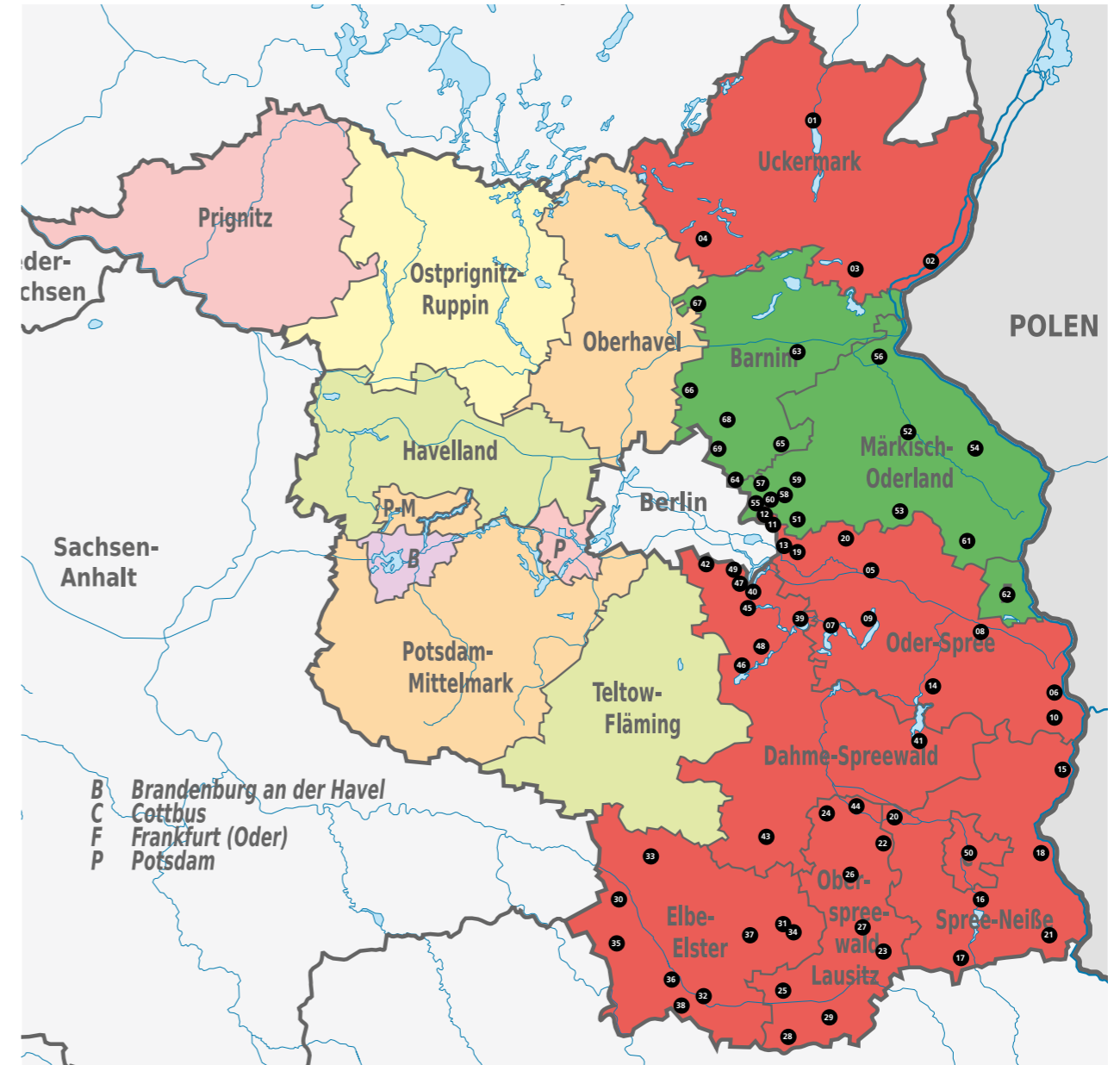
Kontakte

Stiftung SPI, Niederlassung Brandenburg Süd-Ost
 Franz-Mehring-Straße 20
 15230 Frankfurt (Oder)
 Telefon: 0335 3872780
 Fax: 0335 38727815
 E-Mail: brandenburg@stiftung-spi.de

INISEK-Regionalpartner Süd-Ost
 Berliner Straße 54
 03046 Cottbus
 Telefon: 0355 3554987
 Fax: 0355 28863878
 E-Mail: inisek@stiftung-spi.de

Legende

- | | |
|-------------------------|-----------------------------|
| 01 Prenzlau | 36 Bad Liebenwerda |
| 02 Schwedt/Oder | 37 Doberlug-Kirchhain |
| 03 Angermünde | 38 Röderland/OT Präsen |
| 04 Templin | 39 Heidesee/OT Wolzig |
| 05 Fürstenwalde/Spree | 40 Wildau |
| 06 Eisenhüttenstadt | 41 Schwielochsee/OT Goyatz |
| 07 Storkow (Mark) | 42 Schönefeld |
| 08 Müllrose | 43 Luckau |
| 09 Bad Saarow | 44 Lübben/Spreewald |
| 10 Neuzelle | 45 Königswusterhausen |
| 11 Erkner | 46 Groß Köris |
| 12 Woltersdorf | 47 Zeuthen |
| 13 Gosen-Neu Zittau | 48 Bestensee |
| 14 Briesen (Mark) | 49 Eichwalde |
| 15 Guben | 50 Cottbus |
| 16 Peitz | 51 Rüdersdorf |
| 17 Spremberg | 52 Neutrebbin |
| 18 Forst (Lausitz) | 53 Müncheberg |
| 19 Strausberg | 54 Letschin |
| 20 Wriezen | 55 Hoppegarten |
| 21 Döbern | 56 Bad Freienwalde (Oder) |
| 22 Burg (Spreewald) | 57 Altlandsberg |
| 23 Senftenberg | 58 Petershagen/Eggersdorf |
| 24 Lübbenau/Spreewald | 59 Strausberg |
| 25 Lauchhammer | 60 Fredersdorf-Vogelsdorf |
| 26 Calau | 61 Seelow |
| 27 Großbräschen | 62 Frankfurt (Oder) |
| 28 Ortrand | 63 Eberswalde |
| 29 Ruhland | 64 Ahrensfelde/OT Blumberg |
| 30 Herzberg (Elster) | 65 Werneuchen |
| 31 Finsterwalde | 66 Wandlitz/OT Klosterfelde |
| 32 Elsterwerda | 67 Schorfheide/OT Finowfurt |
| 33 Schlieben | 68 Bernau |
| 34 Massen-Niederlausitz | 69 Panketal |
| 35 Falkenberg/Elster | |



Von TUBS - Eigenes Werk/Diese W3C-unbestimmte Vektorgrafik wurde mit Adobe Illustrator erstellt. Diese Datei wurde mit Commonsist hochgeladen. Diese Datei enthält Elemente, die von folgender Datei entnommen oder adaptiert wurden: Brandenburg location map.svg (von NordlandWest), CC-BY-SA 3.0, https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=2080105

Impressum

Herausgeber:

Stiftung SPI, Sozialpädagogisches Institut Berlin „Walter May“. Gemeinnützige Stiftung des bürgerlichen Rechts, Sitz Berlin. Geschäftsbereich Niederlassung Brandenburg Süd-Ost

www.stiftung-spi.de

V.i.S.d.P.: Dr. Birgit Hoppe

Fotos: aus den Projekten, Thomas Richert (11, 13, 17, 21, 23, 27, 29, 35)

Copyright: Stiftung SPI, Geschäftsbereich Niederlassung Brandenburg Süd-Ost

Stand: April 2019



EUROPÄISCHE UNION
Europäischer Sozialfonds

Die Publikation wird durch das Ministerium für Bildung, Jugend und Sport aus Mitteln des Europäischen Sozialfonds und des Landes Brandenburg gefördert.

